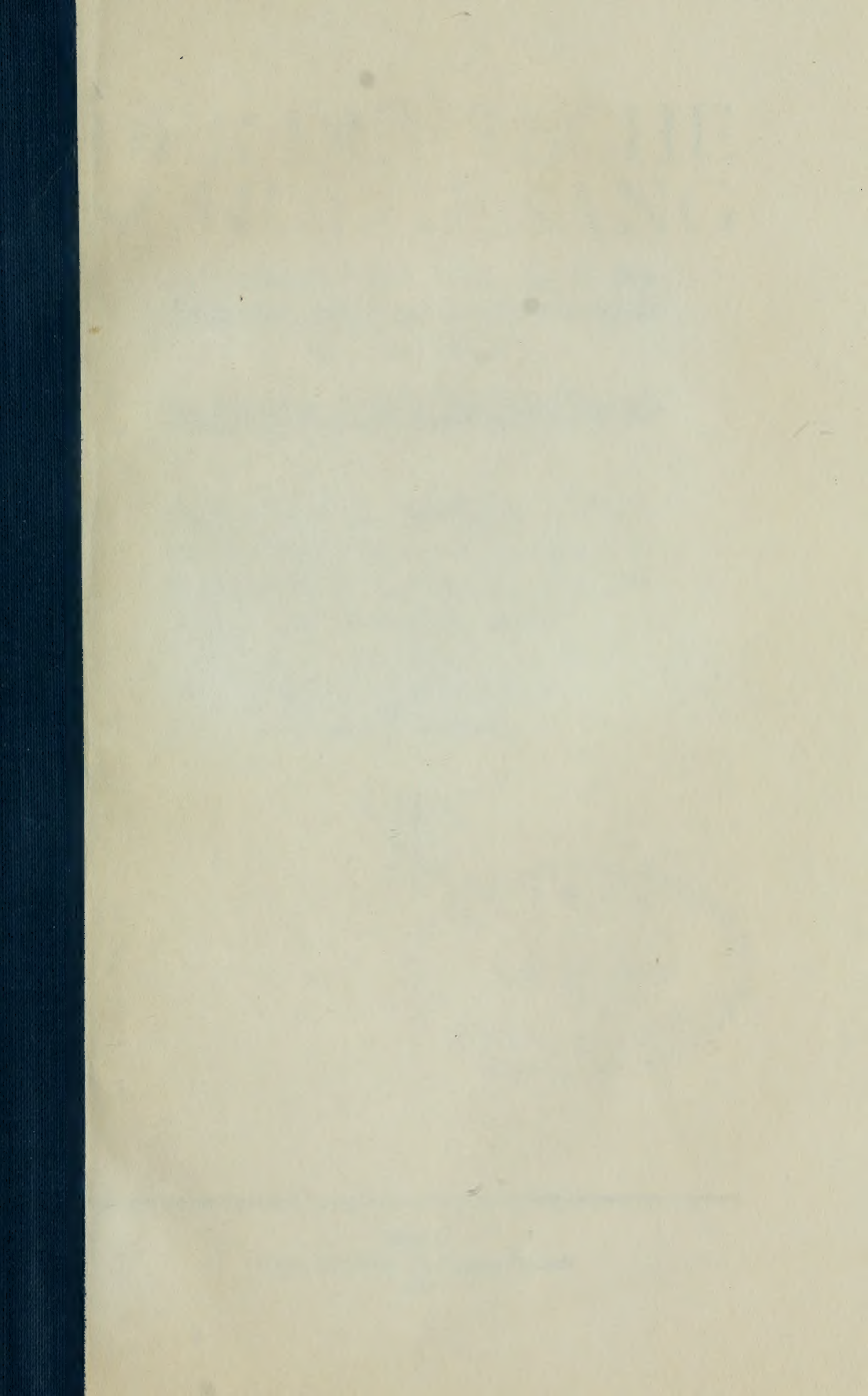
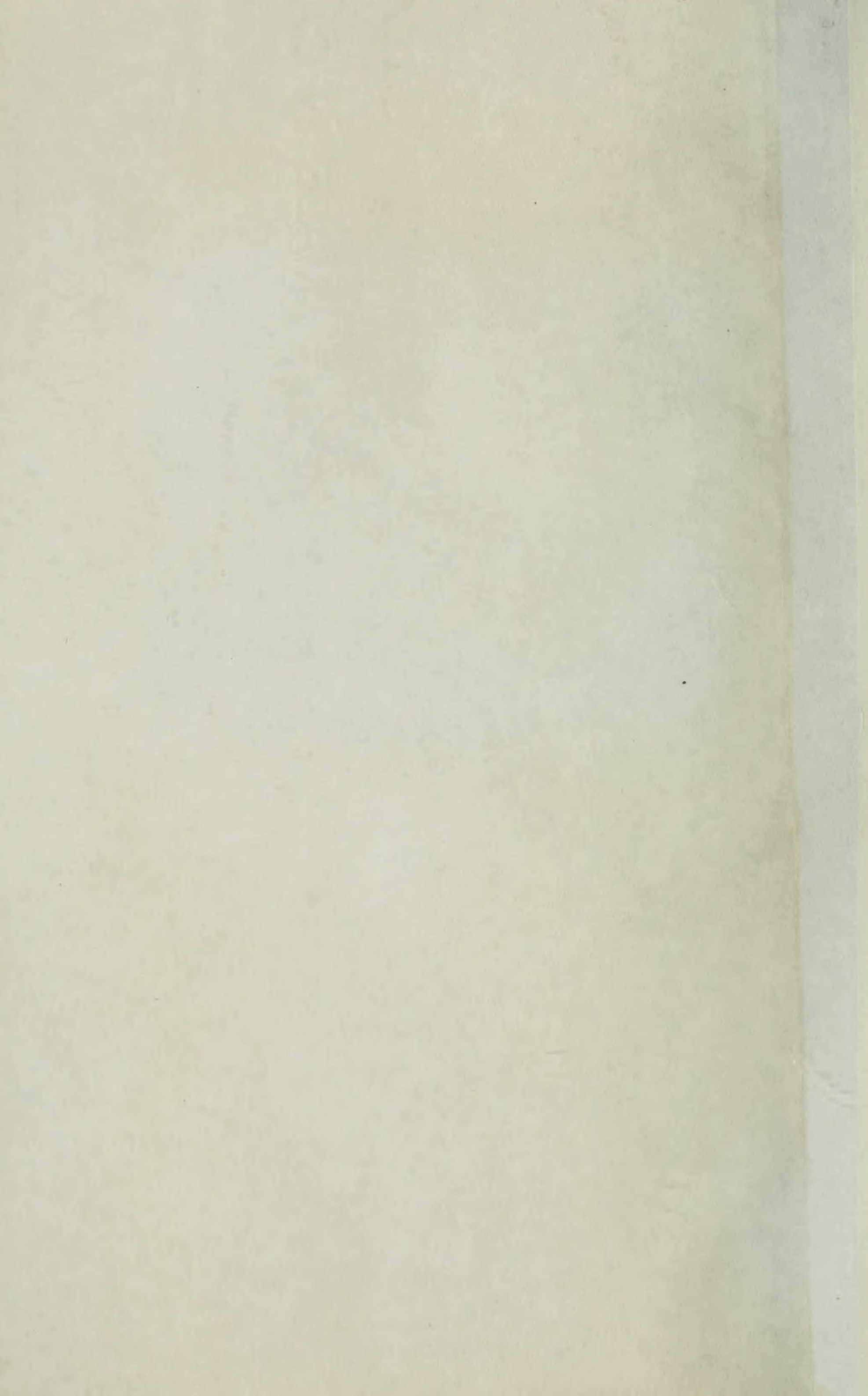



Schipke, Max
Der deutsche Schulgesang







# DER DEUTSCHE SCHULGESANG

von Johann Adam Hiller bis zu den
Falkschen Allgemeinen Bestimmungen
(1775—1875)

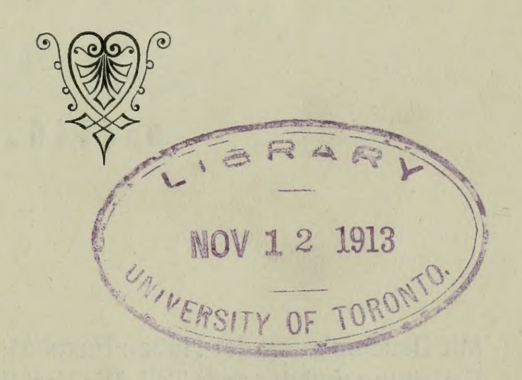
Ein Beitrag zur Geschichte der Gesangpädagogik

---

INAUGURAL-DISSERTATION
zur Erlangung der Doktorwürde
der Hohen Philosophischen Fakultät
der Universität Basel

vorgelegt von

MAX SCHIPKE
aus Oels in Schlesien




---

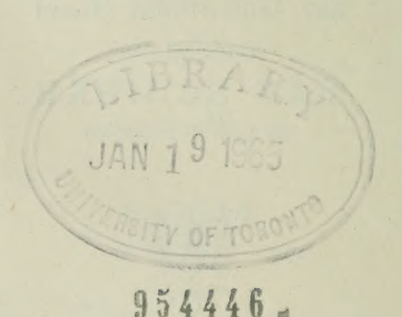
BERLIN
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
1913

Genehmigt von der philologisch-historischen Abteilung der philosophischen Fakultät auf Antrag der Herren Professoren Dr. K. Nef und Lic. Dr. Fr. Heman.

Basel, den 28. Oktober 1912.

Rud. Fueter, Dekan.







Mit Genehmigung der Hohen Fakultät erscheint hier nur die Einleitung und der erste Teil. Die Veröffentlichung der ganzen Arbeit wird binnen kurzem durch dieselbe Verlagsgesellschaft erfolgen.

Meiner lieben Frau

# VORWORT.

Den ersten Anstoss zur Abfassung der vorliegenden Arbeit gab der Vortrag: „Der Musikunterricht in der Volksschule und auf den höhern Lehranstalten“ von Hermann Kretzschmar [1]), meinem hochverehrten Lehrer.

Anregungen von derselben Seite und Erwägungen über den wissenschaftlichen und praktischen Nutzen einer solchen Arbeit liessen mich das Augenmerk besonders auf Erforschung der wirklichen Erfolge, auf Feststellung des tatsächlichen Zustandes, nicht bloss der Wünsche, Forderungen, Theorien, richten; nichts sollte unberücksichtigt bleiben, was zum Gelingen eines möglichst getreuen und umfassenden Geschichtsbildes beizutragen schien.

Der Anfang mit Hiller ist gleichfalls auf die erwähnte Arbeit zurückzuführen; daraus ergab sich die Notwendigkeit einer übersichtlichen Behandlung des vorangehenden Zeitraumes mit eingehender Darstellung des Schulchor- und Kurrendewesens.

Die Falkschen Allgemeinen Bestimmungen stellen in der Entwicklung des gesamten deutschen Schulgesanges die letzte Etappe dar, die wir mit historischer Objektivität überschauen können.

Bis jetzt hat die Geschichte des Schulgesanges nur in Sannemann, Held und mit Einschränkung in Löbmann Bearbeiter gefunden [2]).

Johann Rudolf Weber, Benedict Widmann [3]) und allgemein-pädagogische Werke, wie die von Kehr [4]), Diesterweg, Schütze, geben teilweise orientierende Abhandlungen; jedoch verbreiten sie sich fast ausschliesslich über die Methode, soweit sie in den bekannteren Anleitungen niedergelegt ist. —

Meine erste Aufgabe war es, die einschlägige Literatur, also Lehr- und Schulbücher aller Art, Zeitschriften, Biographien, Gesetzsammlungen, Schulprogramme, wissenschaftliche Arbeiten verwandter Gebiete usw., soweit sie nur immer erreichbar waren, durchzusehen. Die grosse Masse der Druckschriften, — die Zahl tausend dürfte bei

---

[1]) Musikalische Zeitfragen, Leipzig 1903, S. 23 ff.

[2]) Die Titel der Werke, von denen nur der Verfasser genannt ist, siehe oben Seite VIII f.

[3]) Die Methode des Schul- und Chorgesang-Unterrichts, Leipzig 1878.

[4]) Johann Helm in Dr. C. Kehv, Geschichte der Methodik des deutschen Volksschulunterrichts, 2. Aufl. Gotha IV. Band S. 205 ff.

weitem überschritten sein, — genügte aber nicht, um die verschlungenen Fäden zu entwirren, die Zusammenhänge aufzuhellen.

Lohnender war das Aktenstudium bei den verschiedenen Behörden in Berlin, auf Grund dessen der Hauptgang der Entwicklung klar zu Tage trat.

Nach diesem Ergebnisse drängte es mich, das Aktenmaterial anderer Hauptstädte, wie Dresden und München[5]), namentlich aber der schweizerischen Städte kennen zu lernen, wobei sich die Arbeit in Basel und Zürich als besonders anziehend und ergiebig erwies.

Der Beratung durch Herrn Professor Dr. Karl Nef in Basel, meinen hochverehrten Lehrer, verdankt die ursprünglich anders angelegte Arbeit die vorliegende Form in chronologischer Anordnung; seine Bearbeitung des musikalischen Teils in der Bibliographie der schweizerischen Landeskunde war mir ein zuverlässiger Wegweiser.

Noch habe ich für die liebenswürdige Erschliessung archivalischer Quellen und das mir und meiner Arbeit freundlichst entgegengebrachte Interesse zu danken den Herren Geheimer Ober-Regierungsrat Schöppa, Provinzial-Schulrat Winter und Stadtschulrat Dr. Fischer in Berlin, Staatsarchivar Dr. Rudolf Wackernagel und Dr. August Huber in Basel.

Herr Professor Dr. A. Kopfermann, der unermüdliche, stets freundliche und hilfsbereite Direktor der Musiksammlung der Königlichen Bibliothek, die Herren Vorsteher der übrigen Bibliotheken in Berlin, der Universitätsbibliotheken in Basel, München, Leipzig, Wien, der Stadtbibliotheken in Dresden, München und der Landesbibliothek in Bern haben es an Rat und Entgegenkommen gleichfalls nicht fehlen lassen, wofür ihnen mein Dank an dieser Stelle abgestattet werden möge.

Im April 1912. M. S.

---

[5]) In Wien war die Einsichtnahme von Akten nicht gestattet.

# INHALT.

## Vollständige Titel oft genannter Bücher.

**Das Kennwort ist durch Sperren hervorgehoben.**


C. E. Alberti, Die Musik in Kirche und Schule, Marienwerder 1843.

Dr. Friedrich Bartels, Dr. Wilh. Harnischs Handbuch für das deutsche Volksschulwesen, Langensalza 1893.

Heinrich Bellermann, August Eduard Grell, Berlin 1899.

D. Karl Justus Blochmann, Heinrich Pestalozzi, Leipzig 1846.

Wilh. Bornemann, Die Zeltersche Liedertafel, Berlin 1851.

Diesterweg's Wegweiser zur Bildung für deutsche Lehrer, 2. Band, 5. Auflage, Essen 1875.

J. Chr. Dolz, Die Ratsfreischule in Leipzig, Leipzig 1841.

Ernst Hentschel, Euterpe, Erfurt 1841—1851, dann Leipzig bis 1870. (Vgl. unten S. █.)

Johann Gottfried Hientzsch, Eutonia, Leipzig 1828—1837. (Vgl. unten S. █.)

O. Fichtner, Reform des Schulgesang-Unterrichts, Leipzig 1900.

Theodor Flathe, Sanct Afra, Geschichte der königlich sächsischen Fürstenschule zu Meißen, Leipzig 1879.

Freimüthige Jahrbücher der allgemeinen deutschen Volksschulen von Schwarz, Wagner, Antel und Schellenberg, Jahrgang 1826, 6. Band, 1. Heft, Heidelberg und Speyer 1826. (Ueber Schwarz siehe unten S. █, Fußnote █.)

Max Friedlaender, Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert, Stuttgart und Berlin 1902, Bände I, 1; I, 2; II.

Dr. J. Heidemann, Geschichte des grauen Klosters zu Berlin, Berlin 1874.

Dr. K. Held, Das Kreuzkantorat zu Dresden, Leipzig 1894.

Friedrich Heman, Geschichte der neueren Pädagogik, 3. Auflage, 1911.

Dr. H. Heppe, Geschichte des deutschen Volksschulwesens, Gotha, Band 1—3 1858, Band 4 1859, Band 5 1860.

A. Israel, Pestalozzis Institut in Iferten, Gotha 1900.

A. Jakob, Mitteilungen aus dem Leben Ernst Hentschels, Leipzig 1882.

O. Kaemmel, Geschichte des deutschen Schulwesens, Leipzig 1882.

J. Keller, M. Tr. Pfeiffer, der Musiker, Dichter und Erzieher, Frauenfeld 1894.

Hermann Kretzschmar, Geschichte des Neuen deutschen Liedes. I. Von Albert bis Zelter, Leipzig 1911.

Dr. J. G. Krünitz, Die Land-Schulen, Berlin 1794.

Fr. Lampadius, Die Kantoren der Thomasschule zu Leipzig, Leipzig-Reudnitz 1902.

Heinr. Lewin, Geschichte der Entwicklung der preußischen Volksschule, Leipzig 1910.

Hugo Löbmann, Die „Gesangbildungslehre“ nach Pestalozzischen Grundsätzen, Leipzig 1908.

Karl Ludwig, Drei Fragen über Gesangunterricht in Volksschulen, Heiligenstadt 1844.

C. F. Ed. Mangner, Geschichte der Leipziger Winkelschulen, Leipzig 1906.

Dr. G. Mertz, Das Schulwesen der deutschen Reformation im 16. Jahrhundert, Heidelberg 1892.

Dr. A. C. Müller, Geschichte des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums zu Berlin, Berlin 1881.

B. C. L. Natorp, Briefwechsel einiger Schullehrer und Schulfreunde, Duisburg und Essen, Band I 1811, II 1813, III 1816.

Friedrich Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts, 2. Auflage, 2 Bände, Leipzig 1896.

W. Pätzold, Geschichte des Volksschulwesens im Königreich Sachsen, Leipzig und Frankfurt a. M. 1908.

Karl Peiser, Johann Adam Hiller, Leipzig 1894.

Dr. Joh. Plew, „Der Gesangunterricht" in Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, Band IV, München 1898.

Geschichte des Gymnasiums zu Prenzlau, Prenzlau 1893.

J. J. Quantz, Versuch einer Anweisung, die Flöte traversiere zu spielen, Berlin 1752. (Neudruck von Dr. Arnold Schering, Leipzig 1906.)

Johannes Rautenstrauch, Luther und die Pflege der kirchlichen Musik in Sachsen, Leipzig 1907.

W. Rein, Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik, 2. Auflage.

Prof. Dr. C. Rethwisch, Deutschlands höheres Schulwesen im 19. Jahrhundert, Berlin 1893.

Dr. Wilh. Rintel, Carl Friedrich Zelter, Berlin 1861.

Richard Sachse, „Thomasschule zu Leipzig" in den „Veröffentlichungen zur Geschichte des gelehrten Schulwesens im Albertinischen Sachsen." I. Teil, Leipzig 1900.

Fr. Sannemann, Die Musik als Unterrichtsgegenstand in ev. Lateinschulen des 16. Jahrhunderts, Leipzig 1904.

J. J. Schäublin, Ueber die Bildung des Volkes für Musik und durch Musik. Zweite Ausgabe, Basel 1865.

Schorn-Reinecke, Geschichte der Pädagogik, Leipzig 1890.

Karl Schultze, Ludwig Erk, Berlin 1876.

Dr. Fr. W. Schütze, Evangelische Schulkunde, 3. Auflage, Leipzig 1874.

Bernh. Seyfert, Das musikalisch-volkstümliche Lied von 1770—1800 in der Vierteljahrschrift für Musikwissenschaft, Leipzig 1894.

L. W. Seyffarth, Pestalozzi in Preußen, Liegnitz 1894.

Prof. Dr. Chr. A. Simon, Quellenschriften zur Geschichte der Volksschule und der Lehrerseminare im Königreiche Sachsen, Leipzig 1910.

F. A. Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland, Stuttgart 1885.

F. Stiehl, Die drei preußischen Regulative, Berlin 1854.

Dr. O. Taubert, Die Pflege der Musik in Torgau, Torgau 1868.

R. Vormbaum, Die evangelischen Schulordnungen des 18. Jahrhunderts, Gütersloh 1864.

Joh. Rud. Weber, Theoretisch-Praktische Gesanglehre. I. Bern und Zürich 1849. II. Bern und Luzern 1855.

G. P. Weimar, Versuch kurzer praktischer Uebungs-Exempel, Leipzig (1795).

Arno Werner, Geschichte der Kantorei-Gesellschaften im Gebiete des ehemaligen Kurfürstentums Sachsen, Leipzig 1902.

F. Witte, Geschichte des Domgymnasiums zu Merseburg, 2 Teile, Merseburg 1875.

Rud. Wustmann, Musikgeschichte Leipzigs, Leipzig und Berlin 1909.

Aug. Zarnakk, Weisenbuch zu den Volksliedern für Volksschulen, Berlin 1819.

## Verzeichnis der benutzten Akten-Faszikel mit Angabe der gewählten Kennzeichnung.

| Kennzeichnung. | Aufschrift des Aktenbündels |
|---|---|
| Dr 1 | Ratsarchiv Dresden B VII 9/191. |
| Dr 2 | dgl. B VIII b 33. |
| Dr 3 | dgl. B VII a 78. |
| K | Königliches Konsistorium der Provinz Brandenburg: Sammlung ad Acta betreffend die Kirchenmusik und die Verbesserung des Kirchengesanges. |
| | Die Berichte der Superintendenten auf die Circular-Verfügung vom 1. September 1844. |
| Min A a | Akten der Geheimen Registratur des Königlichen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten in Berlin. |
| | (Diese Aufschrift geht der im folgenden angegebenen Signatur jedesmal voran.) |
| | U II Generalia Gymnasien No. 21 vol. I. |
| Min A b | dgl. No. 26 vol. II. |
| Min B | U III A Generalia Teil I No. 1 vol. I. |
| Min C I | U III B Berlin Teil V No. 1 vol. I. |
| Min C II | dgl. vol. II. |
| Min C III | dgl. vol. III. |
| usw. bis | usw. bis |
| Min C XI | dgl. vol. XI. |
| Min D I | U IV Generalia Teil II No. 3 I. |
| Min D II | dgl. II. |
| usw. bis | dgl. usw. bis. |
| Min D VII | dgl. VII. |
| Min D VIII | dgl. No. 3 Adh. I. |
| Mü 1 | Act des Magistrats der Königlichen Haupt- und Residenzstadt München. Betreff: Kirchengesang und Musik; Singunterricht etc. |
| Mü 2 | Dgl. Betreff: Organisation der Volksschulen No. 1. 1826. |
| Mü 3 | Dgl. Betreff: Local-Schul-Commission I. Fasc. |
| P-C | Acta des Königlichen Provinzial-Schulkollegiums zu Berlin Generalia Litt. L. Abt. I. No. 13. |
| S-D | Acta der städtischen Schul-Deputation in Berlin betreffend den Gesang-Unterricht Vol. I. Generalia No. 35. |
| Z A | Staatsarchiv Zürich A. |
| Z B | dgl. B. |
| Z C | dgl. Nägelis Gesangbuch und Tabellenwerk etc. |
| Z D | dgl. Prozessverhandlungen. |

# EINLEITUNG.

••••

## Der deutsche Schulgesang vor Hiller.
## Bis 1775.

Zu den Unterrichtsgegenständen der ältesten Lateinschule gehört neben lateinischer und deutscher Sprache vor allem das Singen, häufig wird es sogar an erster Stelle genannt [1]).

Auch in den Stadtschulen, in welchen der Unterricht „mehr auf das Elementare beschränkt blieb [2]),“ war der Gesang eins der wichtigsten Fächer; hier wie dort dominierte „das Chor“, dem in der Regel die ganze Schule angehörte.

Nur in den gegen Ende des 15. Jahrhunderts aufkommenden Privatschulen, die mehr den Ansprüchen des bürgerlichen Lebens Rechnung trugen, fand die Musik geringe Pflege.

Die im folgenden versuchte Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des Schulgesanges wird sich zuerst der Lateinschule, dann der deutschen Stadtschule und endlich der zunächst nur spärlich vertretenen Dorfschule zuwenden.

### Der Gesang in der Lateinschule.

In dem Masse, wie in den höheren Schulen das Sprachliche an Ausbreitung gewann, stellte sich das Bedürfnis nach besonderen Musik- und Sängerschulen heraus. Die Gründung der Singschulen mag wohl nach dem Vorbilde der alten scholae cantorum erfolgt sein, die zu Beginn des Mittelalters in Verbindung mit Kirchen und Klöstern bestanden, von denen die zu St. Gallen[3]) und Regensburg wegen ihrer Verdienste um den Kirchengesang in hohem Ansehen standen.

Lange vor der Reformation gab es nachweislich[4]) in allen grösseren deutschen Städten Singschulen. Während einige von ihnen, wie die in

---

[1]) Dr. O. Hunziker, Geschichte der Schweizerischen Volksschule, Zürich 1881, I 3. 4. — Paulsen I 14. — Specht 74.

[Die römische Ziffer bedeutet den Teil, die arabische die Seite des Buches.]

[2]) Paulsen I 17. — Hunziker I 14.

[3]) Die Klosterschule zu St. Gallen hatte auch die Führung in der Musikwissenschaft. Vgl. Specht 141.

[4]) Kaemmel 175.

Bremen, Lübeck und Torgau, auch später ihre vorwiegend musikalische Eigenart bewahrten, erweiterten sich andere zu Lateinschulen und noch heute blühenden Gymnasien.

So verfolgte man bei der Gründung der Thomasschule in Leipzig den ausgesprochenen Zweck, für den Gesang beim Gottesdienste Knaben musikalisch heranzubilden [5]); die Anstalt konnte 1912 den Tag ihres 700 jährigen Bestehens feiern [6]).

Die Kreuzschule in Dresden war laut Urkunde vom 6. April 1300 „eine zur Ausbildung von Kirchensängern und Ministranten bestimmte Schule", die erst später zur lateinischen Stadtschule erweitert wurde, und „Jahrhunderte lang, bis zur Reformation, blieb die Versorgung des Gottesdienstes der eigentliche Zweck der Schule [7])."

F. Ed. Gehe schreibt über die Gründung der Annenschule in Dresden [8]): „Im Jahre 1579 wurde mit der Annenkirche eine sogenannte Chorschule verbunden, an welcher ein Lehrer, der den Titel Ludimoderator führte und in seiner Person das Amt des Lehrers, Cantors, Organisten, Kirchners und Glöckners vereinigte, angestellt wurde."

Ob die Stiftung der Lateinschule aus dem angeführten Grunde erfolgte (schola exterior, sch. musica), oder um die zukünftigen Mönche zu unterrichten und einen würdigen Klerus heranzubilden (schola interior) [9]), immer lagen die Wurzeln des Gesanges im Schosse der Kirche, und die hohe Wertschätzung, die der Musik im Gottesdienste zuteil wurde, übertrug sich auch auf den Gesangunterricht in der Schule.

Der wissenschaftliche Unterricht in der Lateinschule am Ende des Mittelalters und im 16. Jahrhundert umfasste die sieben freien Künste [10]), deren wichtigste eine die Musik war. „Ihre Bewältigung war zur Erlangung der Magisterwürde erforderlich. Man war der Ansicht, dass man ohne Musik weder ein rechter Theolog noch ein rechter Lehrer sein könne und forderte daher von jedem Geistlichen und Lehrer, dass er des Gesanges mächtig sei [11])."

---

[5]) Sachse 128. — Spitta, Bach II 11. — Peiser 87. — Dolz 8.

[6]) Vgl. die Festschrift von Rich. Sachse (Leipzig bei Teubner), auch Wustmann 8.

[7]) Held 2. 3.

[8]) „Die Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu Dresden", Dresden und Leipzig 1845.

[9]) Forkels Auffassung (Geschichte der Musik, Leipzig 1811, II 29), dass der Kirchengesang die erste Veranlassung zur Errichtung der Schulen überhaupt gewesen sei, lässt sich in dieser Allgemeinheit nicht aufrecht erhalten.

[10]) Zu den septem artes liberales gehörten die artes sermocinales (Grammatik, Rhetorik, Dialektik) und die artes reales (Astronomie, Musik, Geometrie und Arithmetik), meistens jedoch in trivium und quadrivium geschieden.

[11]) Plew 140.

Dass Luther neben der tatkräftigen Förderung des Kirchengesanges und den unausgesetzten Bemühungen um Errichtung von Schulen überhaupt auch dem Musikunterricht ein lebhaftes Interesse entgegenbrachte, ist bekannt [12]).

Der Gesang galt den Reformatoren als ein wichtiges Mittel zur Befestigung der evangelischen Lehre [13]).

Daher empfahl Luther schon in der Vorrede zum „Geistlichen Gesangbüchlein" 1524 zur Bildung der Jugend den Gesang. Der Gottesdienst, den die Schüler täglich zweimal zu besuchen verpflichtet waren, gab reichlich Gelegenheit zu musikalischer Uebung [14]). Später ordnete er an, dass in allen Schulen die Jugend „fleissig und ordentlich" in der Musik und im Singen unterrichtet werden sollte [14a]).

Seinem Beispiel folgten die Verfasser der ersten nachreformatorischen Schulordnungen. So fordert Philipp Melanchthon im sächsischen Schulplan 1528: „Die Stunde nach Mittag sollen (die Kinder) in der Musica geübt werden", also täglich. Aus der 1531 von ihm für Torgau aufgesetzten Schulordnung ist zu ersehen, dass die Uebung des Gesanges durch die ganze Schule ging: „Duodecima hora Musicorum est. Placet docentur pueri Musicen per totam Scholam a Cantore [15])." Sonst wurde damals in allen Unterrichts-Anstalten Sachsens das Singen als ein Hauptfach mit vier Stunden wöchentlich betrieben. In den vierklassigen Lateinschulen begann es in der dritten Klasse [16]).

Am Grauen Kloster in Berlin waren um 1585 allein für Prima fünf wöchentliche Singestunden angesetzt [17]).

---

[12]) Das bekunden viele seiner Aussprüche, wie z. B.: „Der schönsten und herrlichsten Gaben Gottes eine ist die Musica, der ist der Satan feind, damit man viel Anfechtung und böse Gedanken vertreibet. Die Jugend soll man stets zu dieser Kunst gewöhnen, denn sie machet feine geschickte Leute. Die Musik ist vom Anfange her allen Creaturen eingegeben, denn Nichts ist, was nicht einen abgemessenen Ton oder Laut hat, die unsichtbare, sonst stumme Luft selber. Allein gegen die menschliche Stimme ist Alles unmusikalisch. Musikam habe ich allezeit lieb gehabt. Singen ist die beste Kunst und Uebung. Wer diese Kunst kann, der ist guter Art, zu allem geschickt. Ich wollte gerne, dass die Jugend, die doch soll und muss in der Musica und andern rechten Künsten erzogen werden Etwas hätte, damit sie die Buhllieder und fleischlichen Gesänge los würde und an derselben Statt etwas Heilsames lernte. Man muss Musicam von Noth wegen in Schulen behalten. Ein Schulmeister muss singen können, sonst sehe ich ihn nicht an. Man soll auch Kandidaten zum Predigtamt nicht anordnen, sie haben sich denn im Singen wohl versucht und geübet." (U. a. in Raumer, Geschichte der Pädagogik II 56. 57. — Natorp, Briefwechsel I 280 ff. — Alberti 27.)

[13]) Flathe 142.

[14]) Vgl. die Ordnung des Gottesdienstes bei Mertz 235.

[14a]) Vgl. A. J. Hecker, Ueber den Gesang in Schulen und Kirchen, Berlin 1815, S. 10.

[15]) Taubert 5.

[16]) Werner 27.

[17]) Bellermann 74.

Die Braunschweiger Kirchenordnung vom Jahre 1531, von Johannes Bugenhagen verfasst, widmet einen Abschnitt den „Kantoren in den Schulen". Bei ihrer Verbreitung in ganz Norddeutschland war sie von grösster Wichtigkeit für die Einbürgerung des Gesangunterrichts im evangelisch- deutschen Geiste.

Auch die nach ihrem Vorbilde abgefasste Wittenberger Kirchenordnung vom Jahre 1533 handelt von den „Gesängen" und verlangt unter anderem: „Der Schulmeister soll mit den Kindern nicht stets einerlei singen, sondern auch künstliche Gesänge üben. Deutsch singen die Kinder nur in den Kirchen, wenn das Volk mitsingt. Sonst ist der Gesang stets lateinisch [18])."

Abgesehen von den Gesangstunden wurde nach den meisten Schulordnungen der Unterricht mit religiösem Gesange und Gebet angefangen und geschlossen.

Unter den Lehrern an der Schule Valentin Trotzendorfs in Goldberg [19]) figuriert ein „Cantor, der ein ziemlicher Musiker sei."

Nach der Ordnung der Königlich Sächsischen Fürsten- und Landesschule Grimma [20]) vom Jahre ihrer Gründung, 1550, musste der Kantor regelmässig mit seiner Sängerschar zweimal des Tages, um sieben und um zwei Uhr, in der Kirche ein ganzes Programm absolvieren, Gesangstunden planmässig erteilen und ausserdem bei allen möglichen festlichen Gelegenheiten der Schule und mehr noch der Kirche zur Verfügung stehen.

Der Gesang diente aber auch ebenso wie „ehrbares und unärgerliches Saitenspiel" zur Erholung [21]).

Die Schulen des Mittelalters hatten nur den lateinischen Gesang; die Uebung des deutschen Kirchengesanges in den Schulen ist eine Neuschöpfung der Reformation [22]).

Hundert Jahre nach Luther erhielt die durch den Dreissigjährigen Krieg in ihren Grundvesten erschütterte Schule einen Organisator in Amos Comenius, der für die Lateinschule als Lehrziel setzte, „dass die ganze Enzyklopädie der Künste (nebst vier Sprachen) getrieben werde."

Selbst die gegen Ende des 17. Jahrhunderts eingerichteten Ritterakademien nahmen „Instrumental- und Vokalmusik" in ihr Lehrprogramm auf, wenn auch aus anderen Gründen und mit anderen Zielen.

---

[18]) Vgl. auch die „Verba Johan Walthers" bei Prätorius, Syntagma musicum (1614), 452.

[19]) Goldberger Schulordnung von 1548 und 1563.

[20]) K. J. Roessler, Gesch. der Kgl. Sächsischen Fürsten- und Landesschule Grimma, Leipzig 1891, 279.

[21]) M. C. G. Wunderlich, Die ehemaligen Klosterschulen etc. in Württemberg, Stuttgart 1833, 11.

[22]) Flathe 142 f.

In den Schulen der Jesuiten waren Festakte in Verbindung mit musikalischen Aufführungen beliebt [23]).

So liess die Lateinschule des 17. Jahrhunderts „der musikalischen Ausbildung der ihr anvertrauten Jugend sorgsame Pflege und Förderung angedeihen [24]).“

Auch „bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus war der Musik ein breiter Raum im Unterrichtswesen der alten Lateinschulen zugewiesen [25]).“

Nur in den Schulen pietistischer Richtung setzte der erste Schritt rückwärts ein, der später so beklagenswerte Folgen zeitigte. Hier herrschte der Grundsatz: „Die Musik ist nur mit Vorsicht zu gebrauchen, weil aus ihr in jungen Jahren viel Gelegenheit zu liederlichem Leben entsteht und sie mehr zur üppigen Weltlust als Gott zu ehren angewandt wird [26])!“

Trotzdem bestimmte noch König Friedrich Wilhelm I. in der Schulordnung vom 24. Oktober 1713:

„In den Gymnasiis müssen gewisse Stunden zur Erlernung der Vocal-Musik, wo es noch nicht geschehen, angeordnet, und darauf fleissig gehalten werden.“

Aber schon Friedrich dem Grossen kamen bald nach seinem Regierungsantritt Klagen über den schlechten Gesang in den Schulen zu Ohren, die ihn veranlassten, in der Verordnung vom 10. Dezember 1746 zu verlangen, „dass in denen Gymnasiis oder Schulen die Jugend mit mehrerem Fleiss, als bishero geschehen, im Singen geübet und zu solchem Ende in der Woche dreimal Singstunde gehalten werden möge [27]).“

Auch an der Fürstenschule zu Meissen [28]) wollte die Musik seit 1728 nicht recht gedeihen, teils weil „gar selten ein subjectum recipirt wurde, das einen Anfang in musicis mitbrachte,“ teils „weil die maitres in den übrigen Fächern den Lehrlingen die Zeit raubten so, dass die zum chorus musicus Gehörigen dem Organisten [29]) unwillig folgten.“

---

[23]) Rethwisch 1.

[24]) Rautenstrauch 352.

[25]) Ebenda 428, wo es weiter heisst: „Im Stundenplan der Grossenhainer Stadtschule von 1720 ist sie mit fünf Stunden bedacht. In Oschatz 1713, Schellenberg-Augustusburg 1714, Dresden (Annenschule) 1724, Geithain ca. 1735 waren vier Stunden wöchentlich für Unterweisung in der Sangeskunst angesetzt. Für Merseburg 1748 wurde dreistündiger Musikunterricht pro Woche angeordnet. Selbst in Schulsystemen, die in pietistischem Geiste geleitet wurden, war der Gesangsunterricht wöchentlich mit mehreren Stunden vertreten: der Hallesche Schulplan von 1702 weist zwei Gesangsstunden auf, die neue Fürstlich Sachsen-Eisenacher Schulordnung 1705 drei Stunden. Geringere Bedeutung legte die Hallesche Schulordnung von 1721 der Musik bei, indem sie obligatorischen Gesangsunterricht in fakultativen verwandelte“

[26]) Heman 165.

[27]) Prenzlau 119.

[28]) Flathe 316.

[29]) Vgl. unten S. 7.

So ging die Pflege des Gesanges in den Lateinschulen stetig zurück. Ausser der geschilderten neuen Richtung in der Pädagogik gab es noch andere dem Gesangunterrichte feindliche Einflüsse.

Wie der kirchliche Sinn im Volke trotz der erneuernden Wirkung des Pietismus allmählich schwand, lockerte sich das bis dahin so feste Band zwischen Schule und Kirche zum Schaden der Schulmusik. Diese, bisher fast ausschliesslich um der Kirche willen betrieben, fand ihre bedeutungsvollste Anwendung erst bei den öffentlichen Gottesdiensten; und die Gelegenheit, eine Probe des Könnens vor der Gemeinde abzulegen, bildete einen der mächtigsten Impulse für die immerhin anstrengende Uebung. Dazu kam, wie wir noch sehen werden, die wenig ruhmvolle Entwicklung des Kurrendewesens und nicht zuletzt die allmähliche Zurücksetzung der Chormusik überhaupt. Auf die Blüte der reinen Vokalmusik im 15. und 16. Jahrhundert war ein Emporwuchern der dramatischen Musik und damit eine Begünstigung des Sologesanges und der Instrumentalmusik gefolgt. Die Wirkung war kaum hundert Jahre darauf zum Nachteil der Chormusik auch in der Praxis zu spüren. — „Mit Vorliebe pflegten daher die Lateinschulen des 18. Jahrhunderts das Instrumentenspiel. Selbst in Schulen, die von pietistisch gesinnten Männern dirigiert wurden, fand dasselbe eine Heimstätte [30]."

In Leipzig unterrichtete Bach die Thomasschüler auch im Klavier-, Orgel- und Violinspiel. Bei seinen Musikaufführungen in der Thomas- und Nikolaikirche verstärkten neben einer Reihe von Studenten die Alumnen das städtische Orchester [31]. Auch die Kreuzschüler in Dresden pflegten das Instrumentalspiel mit grosser Hingebung.

Trotzdem ist der Einzug der Instrumentalmusik in Ansehung des Schulgesanges nicht in jeder Hinsicht zu beklagen. Neben der Instrumentalmusik fand man stets noch Zeit für Chorgesang, während der Gesang, wo er allein betrieben wurde, ins Wanken geriet und die Gefahr, dass die Schule von der Musik ganz entblösst werde, immer näher rückte.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts wird allgemein eine „Verwilderung des Schulwesens" [32], ein „Zusammenbruch des Unterrichtssystems", eine „Verkommenheit der pädagogischen Prinzipien", der man die trostlosen Zustände verdankte [33], bemerkt.

Nicht zum wenigsten hatte darunter der Gesangunterricht zu leiden.

Bei der 1765 [34] an den Berliner Gymnasien vollzogenen Reform sollte der unliebsame Gesangunterricht gestrichen werden. Nur die

---

[30]) Rautenstrauch 431.

[31]) Spitta, Bach II 60.

[32]) Rautenstrauch 429.

[33]) Heidemann 224.

[34]) Heidemann (225), worauf sich alle das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin betreffenden Angaben stützen, sofern nicht andere Quellen genannt sind.

Randbemerkung des grossen Königs: „Das Singen muss bleiben, das Uebrige ist gut," war imstande das schlimmste noch einmal abzuwenden. So konnte sich auch in der Heckerschen Lateinschule die mittags von 1—2 Uhr angesetzte Stunde für Vokalmusik erhalten, wie aus dem Lektionsplan vom Jahre 1768 zu ersehen ist[35]).

Der allgemeinen Würdigung des Faches entsprechend war die jeweilige Stellung des Kantors[36]) im Lehrerkollegium. Im 16. Jahrhundert war er neben dem Rektor und Subrektor der wichtigste Lehrer. Der Unterricht in der Musik war ursprünglich aufs engste mit dem in der Mathematik verbunden, der Kantor fungierte also zugleich als Mathematiklehrer. „Für das 16. Jahrhundert bleibt er in allen Braunschweigischen sowie in den meisten Schulen Norddeutschlands Ordinarius von Tertia. Erst im 17. Jahrhundert steigt er allgemein in das Ordinariat der Quarta hinab, entsprechend der Verminderung des Ansehens der Musik als Schuldisziplin, bis er konsequenterweise überhaupt aus dem Kreise der Akademiker ausscheidet[37])."

An der Kreuzschule zu Dresden[38]) hatte das Kantorat von 1539 bis 1625 die dritte Stelle im Lehrerkollegium, dann die vierte Stelle, von 1725 ab (bis 1822) gilt der Kantor als collega quintus.

In Meissen wurde die Verbindung des Gesangunterrichts mit der vierten Lehrerstelle im Jahre 1697 gelöst und zur Haltung einer Singschule der Organist zu St. Afra angenommen, eine Veränderung, die, — wie Flathe[38a]) richtig bemerkt, — obgleich durch die Umstände geboten, gewiss nicht zur Hebung des Gesanges beigetragen hat.

Seb. Bach hatte noch den dritten Platz im Lehrerkollegium der Thomasschule in Leipzig inne. Auch in Weissenfels[39]) war der Kantor bis zur Auflösung des Gymnasiums (1794)) Tertius. In Prenzlau behielt der Kantor bis 1717 die Stelle des „Tertianus"[40]).

Man sah bei der Anstellung von Kantoren besonders darauf, dass sie im Besitz einer guten Stimme seien. Als Lehrer der dritten, vierten oder fünften Klasse mussten sie aber auch alle übrigen Fächer mit übernehmen. Darum war es selbstverständlich, dass sie sich auch genügend Kenntnisse auf gelehrten Schulen und Universitäten[41]) erworben haben mussten.

---

[35]) A. J. Hecker, Geschichte der Königl. Realschule, Berlin 1797, 14. 15.

[36]) Held 6: „Vorreformatorische Quellen (bis 1539) kennen einen Kantor nicht."

[37]) Sannemann 12. — Diese Angabe trifft für Leipzig (Thomasschule), Weissenfels und Prenzlau nicht zu.

[38]) Alle diese Schule betreffenden Angaben sind, wenn nicht anders vermerkt, der eingehenden Arbeit von Held entnommen.

[38a]) Seite 211.

[39]) Alle diese Stadt betreffenden Angaben gründen sich auf Arno Werner, Städtische und fürstliche Musikpflege in Weissenfels, Leipzig 1911.

[40]) Prenzlau 74.

[41]) In Sachsen waren die Kantoren bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts durchweg Theologen. (Näheres Werner 21.)

So waren des Kantors Unterrichtsstunden an der Schule zu Torgau von 1534 ab „ausser dem Gesange Religion und lateinische Sprache bis zur leichteren Lektüre [42])."

In Weissenfels teilte sich der Kantor an der 1539 gegründeten Lateinschule mit einem seiner Kollegen in den Gesangunterricht der Anstalt; immer aber fiel ihm auch wissenschaftlicher Unterricht zu, denn in jedem Falle war der Kantor vollbeschäftigter Lehrer und hatte gleich den andern Kollegen ein Universitätsstudium hinter sich.

Der Kreuzkantor in Dresden hatte laut Lektionsplan vom Jahre 1670 ausser der Musik noch lateinische Grammatik, Satzlehre, deutschen Psalter und Evangelium zu lehren. Dass Bach in Leipzig wenigstens am Anfange seiner Tätigkeit seinen Schülern auch die Regeln der lateinischen Grammatik beibringen musste, ist bekannt. Auch am Grauen Kloster in Berlin überdauerte die Verwendung von Kantoren auch für wissenschaftliche Zwecke noch die erwähnte Reorganisation und erhielt sich bis zum Jahre 1778.

Diese Vielseitigkeit des Kantors gereichte der Musik nicht immer zum Nutzen. Johann Joachim Quantz [43]) klagte: „Die Kantores sollen, wegen der mit ihrem Amte immer verknüpfeten Schularbeiten, zugleich halbe Gelehrte sein. Deswegen tritt die Musik zurück. Sie wünschen nichts mehr, als bald durch eine gute fette Dorfpfarre von der Schule und zugleich von der Musik erlöset zu werden."

Auch über das oft ungünstige Verhältnis zwischen Musik und Schulleitung erfahren wir einiges bei Quantz: „Es gab Schuldirektoren, die mehr Sinn für andere Wissenschaften hatten und der Meinung waren, dass z. B. Latein und Musik einander ausschlössen. Den geistlichen Leitern fehlt es an Interesse. So sind Schulleitung und Aufsichtsbehörde oft ausgesprochen musikfeindlich." Bekanntlich hatten Bach und später Hiller [43a]) darunter zu leiden.

Ehe wir uns zu den Leistungen im Gesange selbst wenden, erscheint eine Darlegung der eigenartigen Entwickelung des Chorwesens an der Lateinschule nötig.

Ursprünglich bildete, dem bei der Gründung vorliegenden Zweck entsprechend, die freilich nicht sehr zahlreiche Schülerzahl insgesamt auch den Chor. Als aber mit der Zeit, wie an der Thomasschule in Leipzig, auch Externen der Besuch der Schule gegen Entrichtung eines Schulgeldes gestattet wurde, wofür sie der Pflicht des öffentlichen Singens enthoben wurden, beschränkte sich der eigentliche Chor immer mehr auf die Alumnen, welche Wohnung und Kost im Schulgebäude hatten [44]). Später gab man auch ärmeren Schülern der Stadt Gelegen-

---

[42]) Taubert 5.

[43]) Quantz 255.

[43a]) Vgl. unten S. 47.

[44]) Ueber die etwas abweichende Entwickelung der Alumnate in den Württembergischen Klosterschulen und Sächsischen Fürstenschulen siehe Mertz 188 ff. und 442 ff.

heit, durch Beitritt zum Chor das Schulgeld durch Gesang bei Nebengottesdiensten oder Gassensingen selbst zu verdienen. So teilte sich der Chor bald in einen regulären Alumnenchor und einen solchen zweiten Ranges, die Kurrende. Beide lagen, wie Held vom Kreuzchor berichtet, oft miteinander in heftiger Fehde.

An der Thomasschule war die Zahl der Alumnen so gross, dass z. B. zu Anfang des 18. Jahrhunderts vier Chöre gebildet werden konnten, die gleichzeitig an verschiedenen Orten auftraten. Nach Richard Sachse werden im Jahre 1552 zwar im ganzen nur 22 Alumnen aufgeführt, und im 17. Jahrhundert schwankte die Zahl zwischen 34 und 56; dagegen wurde sie am Anfang des folgenden Jahrhunderts eine feststehende, nämlich 54, die 1735 infolge Zuwendung dauernder Stipendien auf 55 und 1763 auf 56 stieg. An der Kreuzschule schwankte die Zahl zwischen 30 und 40. Natürlich waren die Alumnen „durch vielfache Gesangleistungen sehr in Anspruch genommen, und die Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten (war) ungemein beschränkt. Sie hatten beim öffentlichen Gottesdienste, bei den Leichenbegängnissen, bei der Kurrende und andern Gelegenheiten zu singen, oft auch zum Nachteil ihrer Gesundheit."

Als Gegenleistung sicherte ihnen das Institut eine fast sorgenfreie Existenz und überdies einen nicht unbeträchtlichen Verdienst.

So viel wurde für den Schulchor aufgewendet, um die seit dem Ende des 14. Jahrhunderts [45]) für den Gottesdienst gewünschten mehrstimmigen Gesänge kunstgerecht zur Ausführung zu bringen. Sänger, die hierzu nicht fähig waren, bildeten zusammen mit den Anwärtern auf Alumnenstellen den grösseren, aber untergeordneten Chor der Choralisten. Da sie in der Kirche nur den Gemeindegesang zu stützen hatten, wurden dort ihre Leistungen durch den Figuralchor verdunkelt. Ihr eigentliches Auditorium war demnach die Strasse; hier dominierten sie schon durch ihre Masse, und wenn sie konnten, rächten sie sich an dem offiziellen Chor dadurch, dass sie gleichfalls figuraliter sangen.

Wo in dieser Weise zwei Chöre nebeneinander bestanden, nannte man den letzten kurzweg die Kurrende. Ihr gehörten stets die ärmsten Schüler an [46]); und damit erklärt sich auch das geringe Ansehen der Kurrende. Sie war geradezu von der Freigebigkeit der Bürgerschaft abhängig. In dem Masse, wie ihre Leistungen und die Vorliebe des zuhörenden Volkes für ihren Gesang zunahmen, stiegen ihre Einnahmen, wovon zuerst das Schulgeld entrichtet wurde. Das Uebrige reichte dann noch notdürftig zur Bestreitung der täglichen Bedürfnisse des Lebens. Trotzdem fand dieser Bettelgesang solche Verbreitung, dass es im 16., 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts kaum eine

---

[45]) Vgl. Wustmann 19.

[46]) In Sachsen gehörten in kleinen Orten die Kurrendeknaben gleichzeitig den Kantoreien an, welche die Stelle des oberen Chores vertraten. (Vgl. Werner 27.) In Leipzig dagegen bildeten i. J. 1634 Primaner bis Quartaner der Thomasschule die Stadtkurrende. (Vgl. Wustmann 19.)

Lateinschule gab, mit der nicht eine Kurrende verbunden war. Wo kein Alumnat bestand, und das war der bei weitem häufigere Fall, gab es aber auch ältere Schüler, Symphoniaci genannt, welche die Zeit der Stimm-Mutation schon durchgemacht hatten. War ihre Zahl gross genug, so bildeten sie einen besonderen Schulchor, der nach dem Vorbild der Alumnenchöre über der Kurrende stand. Den Unterschied zwischen zwei so am gleichen Orte nebeneinander wirkenden Chören schildert Erdmann Neumeister [47]) folgendermassen [48]): „Das Strassensingen der Chor- und Currendschüler ist eine Art der Umgänge, welche in vielen evangelischen Städten üblich sind. Beide sind von einander insoweit unterschieden, dass die Chorschüler vor einem jeglichen Hause stehen bleiben, und nicht nur bekannte geistliche Lieder nach gemeiner Weise singen, sondern auch andere Stücke figuralisch musiciren; die Currendschüler aber durch die Strassen gehen, und nur die gemeinen Gesänge gewöhnlich hersingen. Diese haben wir auch in unsrer Stadt Hamburg, allein keine Singechöre."

Im Sächsischen dagegen bestand auch in kleineren Städten, z. B. Zittau, Löbau, Weissenfels, neben dem Chorus musicus oder Ch. symphoniacus eine Kurrende, die „in minderem Ansehen" stand [49]).

Die geschichtlichen Anfänge der Kurrende [50]) liegen noch im Dunkel [51]). Vermutlich waren die ersten Kurrenden übereinstimmend mit den Armenschülern (pauperes, mendicantes), die neben den Schulgeld zahlenden Bürgerkindern als Schüler der Lateinschule eine klägliche Rolle spielten und singend und bettelnd durch die Strassen der Stadt zogen [52]).

---

[47]) Neumeister, Hauptpastor an der St. Johanneskirche in Hamburg, starb 1756.

[48]) Abhandlungen aus der Kirchengeschichte von der Currende und denen Currendanern von M. Christoph Gotthelf Stemlers, Leipzig 1765, S. 39.

[49]) Vgl. Dr. Th. Gärtner, Quellenbuch zur Gesch. des Gymnasiums in Zittau, Leipzig 1911. — E. A. Seeliger, Quellenbuch zur Gesch. des Lyceums in Löbau, Leipzig 1911. — Werner, Weissenfels. (Fussnote 39.) — Nach dieser Darstellung gewinnt die bei C. Kehr, Geschichte des Kgl. Schullehrer-Seminars zu Halberstadt, Gotha 1878, gegebene Auffassung, dass die Choristen der Domschule als Nachfolger der fahrenden Schüler oder Bacchanten anzusehen seien, an Wahrscheinlichkeit, wobei zu ergänzen wäre, dass die Kurrendaner dann eine den „Schützen" entsprechende Rolle spielen. (Vgl. unten S. 63.) Auch in der Geschichte des Gymnasiums zu Prenzlau heisst es über den Singechor im 18. Jahrhundert (S. 119): „Es hat sich in ihm etwas von dem alten Vagantentum der Schüler erhalten."

[50]) Ueber den Begriff Kurrende vgl. die unten S. 64 gegebene Uebersicht.

[51]) „Da ich mich entschloss, von der Currende zu schreiben, so suchte ich zwar überall, ob ich sonderlich einen sichern Ursprung derselben finden möchte; ich traf aber nirgends etwas gewisses davon an, und glaube, dass es diejenigen, zu deren Zeiten die Currende entstanden, um des willen aufzuschreiben der Mühe nicht werth geachtet, weil ihnen diese Knaben schon allzu verächtlich und geringe waren." (Stemlers, a. a. O., Vorrede.)

[52]) Paulsen I 20.

Das Strassensingen war für die Verbreitung der Musik wie kirchen-musikalischen Lebens nach der Reformation von grösster Bedeutung. „Die mehrstimmigen Figuralchöre entwickelten sich teilweise im Laufe des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts aus den Knabencurrenden [53]).“

Bekannt ist, dass die Kurrenden lange vor der Reformation bestanden und als Kloster- und Stadtsingechöre einen wichtigen Faktor im öffentlichen Leben bildeten.

Auch Luther gehörte als Knabe einer Kurrende an und erwarb sich bekanntlich durch seinen Gesang die Zuneigung und Unterstützung einer wohlhabenden Frau. Seiner Schülerzeit in Magdeburg und Eisenach gedenkt er mit den Worten: Ich bin auch ein solcher Partekenhengst [54]) und habe wie manches ehrlichen und wohlhabenden Mannes Kind mein panem propter Deum geschrien [55]) und den Brotreigen gesungen [56]).

Noch im Mannesalter hatte er von diesem Chorgesang, der auch als Kunstübung [57]) seinen Wert besass, die beste Meinung. Darum veranlasste er auch im Verein mit der Ausbreitung des Evangeliums „die Regierungen zur Einrichtung und Förderung von Singechören und gab Anregungen, denen man mit pekuniären und moralischen Mitteln, durch Geldschenkungen und Chorordnungen möglichst nachkam. Selbst für die kleineren Orte wurde soweit Sorge getragen, dass sich bestimmte Knabenchöre in ihnen bilden konnten [58]).“

Damit kam man zugleich dem musikalischen Bedürfnisse des Volkes entgegen. Erwartungsvoll standen die Leute in den Türen und auf der Gasse, wenn die Kurrende ihren Umzug hielt. Kirchlich gesinnte und wohlsituierte Familien luden den Schulchor zu häuslichen Feiern ein und erbauten sich an seinen frommen Gesängen, stimmten wohl auch selbst mit ein. Sein Anerbieten zu Aufwartungen dieser Art wurde als eine Ehre angesehen [59]). So erfreute sich das sangeslustige Häuflein überall dort, wo es die Grenzen guter Gesittung wahrte, allgemeiner Beliebtheit.

Die erste Kurrendeordnung wurde 1570 in Braunschweig aufgestellt [60]).

---

[53]) Hermann Kretzschmar, Chorgesang, Sängerchöre und Chorvereine, Leipzig 1879, S. 27.

[54]) Parteken, Partikeln, Brocken. (Vgl. Paulsen I 20.)

[55]) Vgl. Dr. J. Köstlin, Martin Luther I 34. — Daher später die Bezeichnung „Brotschüler“.

[56]) Adolf Hausrath, Luthers Leben, Berlin 1904, I 5.

[57]) Luther gehörte schon in Mansfeld, als er noch nicht 14 Jahre alt war, einem Chore an, der vierstimmig (natürlich im gemischten Chore), sang. (Köstlin I 33.)

[58]) Kretzschmar, Chorgesang etc., S. 23.

[59]) Vgl. u. a. J. G. Hientzsch, Ueber den Musikunterricht, besonders im Gesange, Breslau 1827, S. 13.

[60]) Genaue Angaben über die gesetzliche Regelung des Kurrendewesens am Ende des 16. Jahrhunderts siehe bei Mertz 434—437.

In Torgau wurde im Jahre 1530 nach Luthers Vorschlag eine Kurrende eingerichtet, da 1529 bei Gelegenheit der Kirchenvisitation viele Eltern geklagt hatten, „sie könnten Unvermögens halber ihre Kinder nicht zur Schule schicken [61])."

In Zittau sangen Chor- und „Brotschüler" von etwa 1600 ab auf den Strassen, freilich an verschiedenen Tagen.

Das Lyceum zu Löbau in Sachsen kennt seit 1545 „Chorschüler", seit 1601 gibt es eine davon gesonderte Kurrende. Aehnliches wird von Weissenfels berichtet.

In Berlin wurde 1579 das Institut der Kurrende gegründet, welche in der schulfreien Zeit auf den Strassen umherging, vor den Häusern sang und milde Gaben von den Einwohnern entgegennahm. Das Berlinische Gymnasium zum grauen Kloster hatte in der Nikolai- und in der Marienkirche den Sängerchor zu stellen. Zuerst sollte die Kurrende abwechselnd in beiden Kirchen singen, dann wurde dieser Chor in zwei Hälften geteilt; die Uebungen fanden immer in der Klosterkirche statt. Daneben hatte die Kurrende aber noch die Aufgabe, bei Leichenbestattungen und bei Hochzeiten zu singen [62]).

Die Chronik vom Jahre 1737 [63]) meldet, dass „24 Current-Knaben vom Berlinischen Gymnasio zum grauen Kloster beständig mit Kleidung und Mänteln unterhalten werden, wie denn auch das vor den Thüren gesamlete Brodt und Geld unter sie verteilet wird. Alle Unordnung zu verhüten ist ein eigner Aufseher bestellet, und ihm ohnweit der Schule eine Wohnung erbauet, ausser welcher er noch etwas zur Besoldung zu geniessen hat." Zur Bezeichnung „Current-Knaben" gibt der Berichterstatter dann folgende Erklärung: „Ob sie a currendo oder carendo also genennet werden, will ich izo nicht untersuchen. Die leztere Herleitung ist freylich richtig: denn reich sind sie nicht. Die erste Herleitung hat auch ihren Grund, weil sie eigentlich die Strassen durchgehen und langsam singen müssen, dagegen der chorus symphoniacus einen Creiss schliesset."

Am Friedrichs-Werderschen Gymnasium [64]) in Berlin gab es zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts drei Singechöre. Neben dem „gewöhnlichen wöchentlichen Chorsingen" fanden viermal jährlich Rekordationen von Haus zu Haus statt, an denen sämtliche Chorschüler teilnahmen; bis 1704 in Gegenwart sämtlicher Lehrer, später nur unter der Führung des Kantors. Von einem Kurrendechor ist hier nicht die Rede [65]).

---

[61]) Taubert 5.

[62]) Dr. Zelle, Berliner Kurrende usw. in den Mitteilungen des ev.-kirchlichen Chorgesang-Verbandes für die Prov. Brandenburg. 1908, Nr. 65.

[63]) Müller & Küster, Altes und Neues Berlin, Berlin (1737), S. 972.

[64]) Dr. A. C. Müller 23.

[65]) Dagegen ein Jahrhundert später (s. unten S. 50).

An der lateinischen Schule in Prenzlau [66]) bestand um dieselbe Zeit ein Chorus symphoniacus und die Abteilung der Kurrendaner. Der erste wurde bei den verschiedensten Anlässen heiterer oder trauriger Natur bald in der Stadt, bald auswärts auf dem Lande in Anspruch genommen. Die Erträgnisse seiner Tätigkeit steuerten nicht unwesentlich zur Besoldung der Lehrer und zur Unterhaltung der Schüler wie der Schule bei. Von Zeit zu Zeit sang und musizierte er abwechselnd in den einzelnen Strassen der Stadt. Im übrigen glich er der entsprechenden Einrichtung in Leipzig.

Die Kurrendarii werden schon 1543 erwähnt, zu welcher Zeit vor den Türen nur lateinisch gesungen werden sollte. 1577 zog die Kurrende zweimal wöchentlich, am Mittwoch und Sonntag, mit einem Korbe und einer Büchse durch die Stadt, um Brot und Pfennige einzusammeln. — Die Zahl dieser armen Schüler, die auch zu den niederen Diensten herangezogen wurden, dürfte nach den legibus von 1620 dreissig nicht überschreiten, um 1650 waren es jedoch nur vier bis sechs Knaben. 1656 beschloss man sogar, dass „die erzielte Einnahme nicht mehr für die armen Schüler, sondern mit zur Besoldung der Geistlichen verwandt werde."

Die Stadtkurrende in Rostock war nach Heppe [66a]) „ein angeblich im Jahr 1571 gestiftetes, vielleicht aber viel älteres Institut, welches den Knaben ärmerer Bürger die Mittel zum Besuche der lateinischen Schule gewähren sollte."

Was der Kurrende im Laufe der Zeit allerorten zum Verderben gereichte, war hauptsächlich das ungebundene Leben, das infolge der gelockerten Disziplin immer mehr unter den Choristen um sich griff.

Schon im 17. Jahrhundert versuchte man, dem Kurrendewesen allgemein eine straffere Ordnung zu geben, aber ohne Erfolg [67]).

Kein Wunder, dass das Institut der Schule immer unbequemer wurde und nach und nach die Sympathie der Lehrer verlor. Früher war der Herr Kantor [68]) selbst dabei, wenn seine Chorsänger „Nun danket alle Gott" als üblichen Kindtaufschoral anstimmten und dem etliche fröhliche zwei- und dreistimmige Lieder nachschickten, oder wenn sie auf dem Friedhof „Lebe wohl, o mütterliche Erde!" anstimmten. Bei dieser Gelegenheit „gab er zu dem zwei- und dreistimmigen Chor seiner Getreuen einen wirklichen Bass." Später „suchten die Lehrer, der strapaziösen Singepflichten müde, sich in den älteren Schülern eine Vertretung zu gewinnen und übertrugen diesen schliesslich die Männerstimmen ganz selbständig. So hörte die Mitwirkung der Lehrer und Geistlichen bei den Gymnasialchören allmählich auf. Ihre Zugehörigkeit zu den Instituten äusserte sich noch eine Zeit lang darin, dass sie den Aufführungen des Chores und seinen Umzügen als

---

[66]) Prenzlau 42 f.

[66a]) Heppe V 405.

[67]) Rautenstrauch 352.

[68]) H. Kretzschmar, Chorgesang etc., S. 25.

Disziplinarorgane [69]) beiwohnten; schliesslich wurde ihnen auch dieser letzte Rest des ehemaligen Chordienstes abgenommen."

Eine anschauliche Schilderung von dem Leben und Treiben der Kurrendaner und dem unter den jungen Leuten herrschenden Geist gibt Ludwig Hänselmann in seiner Schrift: „Das erste Jahrhundert der Waisenhausschule in Braunschweig," (Seite 113 ff.) Braunschweig 1897, die wohl verdient im Auszuge hier wiedergegeben zu werden:

„Seit Ende des 16. Jahrhunderts bestand hier die Currende, fünf Singechöre dürftiger Schüler des Martineums, Katharineums und Aegidianums die wöchentlich zweimal, in jedem Hauptkirchspiele einer, singend umzogen und Almosen heischten. Den oberen Klassen der Lateinschulen gehörte ein anderer, ein Chor der Symphoniaci an, der im höhern, figurierten Gesange ausgebildet, ebenso wie die Currende in den Strassen nach Brot ging. Die Symphoniaci — Chorschüler nannte sie das Volk — gelangten hin und wieder zum Studium; ihrer weitüberwiegenden Mehrzahl aber fiel ein geringeres Loos: sie deckten den Schulmeisterbedarf in Stadt und Land. Ein Currendaner hingegen rückte über die unterste Schwelle der Schulbildung selten oder niemals hinauf. Er lernte im besten Falle nothdürftig lesen, schreiben, rechnen und griff hernach zu einem Handwerk oder irgend einem untergeordneten Dienste. Gewissermassen ersetzte demnach die Currende in Zeiten ohne öffentlichen Volksunterricht die Armenschule.

Die älteste von Dr. Martin Chemnitz verfasste und 1570 vom Rathe erlassene Ordnung der Currende ist verschollen, auch weiter hinaus liegt deren Geschichte vieler Enden im Dunkel. Ohne Zweifel aber nahm es mit ihr ungefähr den Verlauf wie mit den meisten In-

---

[69]) Die Aufsicht über die Kurrende wurde wechselweise von den Mitgliedern des Lehrerkollegiums ohne Ausnahme ausgeübt. Wie genau es mit dieser Verpflichtung genommen wurde, beweist eine Episode, die Paulsen (II 162) schildert:

„Als im Jahre 1745 der Rektor Hiller, Adjunkt der philosophischen Fakultät und später (seit 1750) Professor des Naturrechts in Wittenberg, sich der Führung des Umgangs entzog, wurde dies von dem Generalsuperintendenten Hofmann mit Missfallen bemerkt und, vielleicht nicht mit Unrecht, als Hochmut ausgelegt. Jener wurde bei dem Konsistorium in Dresden angezeigt, und ihm half weder die Berufung auf seinen Gesundheitszustand, noch auf seine akademische Stellung: er wurde angewiesen, sich seinen Amtspflichten nicht zu entziehen, auch in der Kleidung wie ein Schulmann sich zu tragen; er hatte durch buntseidene Strümpfe und ungeeignete Perrücke den geistlichen Herrn zum Zorn gereizt."

Wo die Aufsicht laxer gehandhabt wurde, gab es guten Grund zu allerlei Klagen über das Betragen der Currentschüler, dem wiederum neue Statuten einen Riegel vorzuschieben suchten, wie das vom Jahre 1757 für Schleiz: „Er (der Currentschüler) soll in keine Bier- oder Branntwein-Häusser sich setzen, nicht mit allem umziehenden Hoffarth mit Krausen an Hembden, Manchetten, Band-Schleifen an den Haar-Zöpfen, Einpudern derer Haare" u. dgl. sich kleiden. „Auch soll keinem künftig erlaubt sein, grünes oder rothes Kleid zu tragen, sondern nur dunkele Farben, schwarz, grau und dunkelbraun erlaubet sein." — (M. Venus in G. Doehler, Unser Vogtland, Gera 1897; Bd. 3, S. 413.)

stituten der Stadt in diesen Zeiten des Niederganges; sie versumpfte in allerlei Missbrauch, und die Obrigkeit hatte dem nichts als ohnmächtiges Eifern entgegenzusetzen.

Wie es um die Currende gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts bestellt war, beschrieb Hofrath Burghoff bald nach Antritt seines Amtes beim Waisenhause in einem Promemoria ad Serenissimum (1748 Juli 18). „Zur Erbauung der Bürgerschaft, wie ihre Stifter gewollt hatten, diente sie im mindesten nicht mehr, sie war im Gegentheil zum allgemeinen Aergerniss geworden. Die zur Aufsicht der einzelnen Chöre bestellten Kirchenvögte versäumten ihre Pflicht, begleiteten sie nicht in Person oder sangen mit ihnen am liebsten zum Saufen in Brauhäusern ein, wo gerade Bier vom Zapfen lief. Recht viele Currendaner konnten nicht einmal lesen, geschweige denn unbekannte Lieder mitsingen; sie hinderten die andern und geriethen mit ihnen beim Gesange oder während der Pausen in Zank und Schlägerei. — Der trug einen Hut, der andere eine Mütze, der Dritte lief ohne Strümpfe, andere hatten keine Schuh, keinen Rock, kein Kamisol. Mit einem Wort, ihr Aufzug sowohl wie ihre Aufführung war von der Art, dass ehrbare Arme ihre Kinder nicht mit umsingen liessen und lieber den Groschen entbehrten, den jedes dabei in zwei Stunden verdiente [70])."

So kam es, dass man 1748 die Kurrende ganz e i n g e h e n liess.

Noch einmal wurde sie ein „Appendix der lateinischen Schule", als Herzog Karl nach drei Jahren ihre Herstellung befahl, worauf sie im Sommer mit eigener Kleidung und eigenem Präzeptor wieder ins Leben trat. Allein schon das Jahr 1755 meldete ihre Verschmelzung mit der neuen Armenschule und vier Jahre später heisst es: Die Currendaner entarteten zusehends, sie wuchsen je länger je mehr zu einer rechten Korahrotte aus. Die Sonnabendvespern zu St. Martini versäumten sie meistens, an den Sonntagen störten sie die Andacht durch Unfug und Muthwillen. Der Kantor erwiderte auf Vorhaltungen dieserhalb, er sei zum Singen bestelllt, nicht um sich mit ungezogenen Buben herumzuschlagen.

Auch in Merseburg [71]) war die Kurrende am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zu einem „wahren Krebsschaden des Gymnasiums" geworden. Einem Präfekten wurde bei seinem Abgange von der Schule im September 1737 folgendes Zeugnis erteilt: „Et bene canens et bene bibens, Ignarus lascivusque socius, alios seducens abiit."

---

[70]) Aehnlich Spitta (II 13): In die unteren Klassen der Thomasschule gingen nur Knaben der allerschlechtesten Qualitäten, die sich aus dem Leichensingen einen Verdienst machen wollten und die gelegentlich in der Stadt umherbettelten.

Der Direktor Ernesti muss 1717 berichten, dass „sonderlich bei dem Choro musico mehr schlimmes zu besorgen, als gutes zu hoffen" sei. (Vgl. auch die Fussnote 51.)

[71]) Witte II 45.

Doch den Kurrendsängern selbst war kein angenehmes Los beschieden. Gewiss zeigten sich bei ihnen alle Schattenseiten einer der Ungebundenheit und Gassenfreiheit preisgegebenen jugendlichen Horde. Dafür trugen sie aber auch ihr moralisches wie körperliches Gedeihen zu Markte und mussten die anstrengendsten Dienste verrichten [72]). Für letzteres namentlich finden wir einen Beleg in der Geschichte des Domgymnasiums zu Merseburg [73]). Wedel, ein früherer Chorschüler, schreibt 1660: „Dieses ist mir wohl wissend, dass ich als ein armer Current-Knabe im Sommer mit getreide und heu abladen, und des winters im holz schlepppen etlichen unter den H. Praeceptoribus habe auffwarten müssen, welches ich auch willig und schuldig gethan. Nach dem aber dadurch meinem leibe ziemlich geschadet wurde, und ich wegen empfangener Leibesverbrechung etliche Zeit siechen und kranken musste, so musste ich auch notwendig solcher arbeit entbrechen."

Einen Einblick in den Betrieb eines Schulchors in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gewährt der aus Prenzlau [74]) vorliegende Bericht.

In dieser Stadt bildete der Singechor „eine Schule in der Schule." Neben seiner ursprünglichen Bestimmung, „durch seine wohlklingende Musik die Zuhörer in der Kirche zum Preise Gottes und zu andächtiger Freude des Geistes" zu erwecken, wurde er wie an andern Orten bei den verschiedensten Anlässen heiterer oder trauriger Art verwendet. Dabei kamen z. B. in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts so beträchtliche Summen ein, dass aus der Chorkasse allerlei anderweitige Schulausgaben bestritten werden konnten.

Die Leitung des Singechores lag in erster Linie dem Rektor und Kantor ob. Einen grösseren, unmittelbaren Einfluss auf den Chor hatte aber der „Präfektus", „des Kantors rechte Hand". Er, häufig der Primus omnium, hatte den Gesang vor den Chorhäusern zu leiten und die äussere Ordnung dabei aufrecht zu erhalten; er kann „erinnern, befehlen und strafen; im äussersten Falle schelten und schlagen." Ihm stand wiederum ein Stellvertreter, der Adjunktus, zur Seite. Der Präfekt erhielt $^1/_5$, der Adjunkt $^1/_7$, jeder Konzertist $^1/_9$ der Chorgelder. Die Inhaber dieser bevorzugten Chorstellen mussten vor allem treffen können und als Solisten zu gebrauchen sein. „Bei Begräbnissen hatte der Konzertist im Diskant in einer Art Wechselgesang die Antwort des Verstorbenen zu singen [75])."

Der Chordienst war überaus anstrengend, zeitraubend und zerstreuend [76]). Das Neujahr- und das Martinisingen, das sogenannte

---

[72]) Werner 27.

[73]) Witte I 78.

[74]) Prenzlau 120.

[75]) Diese Sitte des sog. „Widerrufs" war damals in Norddeutschland allgemein verbreitet.

[76]) Näheres darüber s. Prenzlau 121.

Rekordieren, dauerten je eine Woche lang. Am Sonntag kamen die Sänger überhaupt nicht zur Ruhe. Gesundheit, Stimme und Studium litten. Immer schwerer war es, die Zwecke der Schule mit denen des Singechors zu vereinigen. 1752 hatte die Zahl der Sänger so abgenommen, dass das einst so blühende Institut dem Untergange nahe war.

In vielen Orten war der Chor schon um diese Zeit identisch mit der der Lateinschule angegliederten Armenschule, so in Frankfurt am Main [77]).

Aus Schleiz wird berichtet [78]), dass die Kurrende den Ruf: Pauperibus date! an die Lauscher richtete.

Auf eine so tiefe Stufe musste der Chor sinken, nachdem man ihn zum Bettlerhaufen ausarten liess und sich der Sorge um die Disziplin in unverantwortlicher Weise entzog.

Trotzdem stellte man an die Leistungen der so organisierten Gymnasialchöre die höchsten Anforderungen, und die jugendliche Sängerschar suchte auch die ihnen gestellten Aufgaben so gut wie möglich zu erfüllen.

In dieser Hinsicht standen natürlich die mit einem Alumnat verbundenen Anstalten obenan. Hier verdient hervorgehoben zu werden, dass die wissenschaftliche Seite der Musik von jeher stark betont wurde.

In der Lateinschule des Mittelalters herrschte [79]) die Anschauung: „Wer nur gut zu singen versteht oder es zu einer technischen Fertigkeit im Spielen verschiedener Instrumente gebracht hat, gilt deshalb noch nicht als ein Musiker. Nur derjenige wurde als ein solcher betrachtet, der im Quadrivium sich tiefere Kenntnisse von den Tonverhältnissen erworben, vorzüglich aber die Beziehungen der Musik zur Arithmetik erforscht hatte."

Dabei blieb es auch in der Zeit nach der Reformation, so lange Musik und Gesang als Unterrichtsfach angesehen wurde und die gesangliche Uebung nicht ausschliesslich auf den Chor beschränkt blieb.

So schreibt Held von der Kreuzschule: „Von besonderem Interesse ist bei diesem (Lektions-) Plane (vom Jahre 1575), dass Montag und Dienstag ausdrücklich die eine Hälfte der Gesangstunde der praktischen Uebung, die andere aber der theoretischen Unterweisung in der Musik zugewiesen ist [80])."

In den Klosterschulen von Württemberg und in den sächsischen Fürstenschulen waren schon im 16. Jahrhundert eigene Stunden für Theorie der Musik angesetzt [81]).

---

[77]) Vormbaum 554: „Leges, die armen Schüler betreffend."

[78]) Venus, a. a. O. (vgl. Fussnote 69), S. 413.

[79]) Specht, 142 f.

[80]) Media hora tribuitur exercitio, et media explicationi praeceptorum Musices.

[81]) Vgl. M. C. Wunderlich, Die ehemaligen Klosterschulen p. in Württemberg, Stuttgart 1833, S. 11.

K. J. Roessler, Geschichte der Kgl. Sächs. Fürsten- und Landesschule Grimma, Leipzig 1891, S. 186.

Flathe 142.

Herzog Ernst der Fromme von Gotha fühlte sich 1642 sogar veranlasst, gegen ein Uebermass der theoretischen Anweisungen vorzugehen: „Was die Figural Music betreffen thut / sollen die Schulmeister die Kinder nicht mit vielen praeceptis und der langweiligen gemeinen Scala plagen / sondern sie anführen, dass jhnen gewiesen werde, was für Stücke zu dem rechtzierlig und künstlichen Singen gehören [82])."

Die Leistungen der Alumnenchöre waren fast zu allen Zeiten vorzügliche. Mehrfach wird vom Thomanerchor berichtet, dass, als am 27. Juni 1519 die Leipziger Disputation mit einem Gottesdienste der Thomaner eröffnet wurde und dabei der Kantor Georg Rhau den Chor Veni, sancte spiritus anstimmte, alle Zuhörer andächtig auf die Knie niederfielen.

Auch der protestantische Gottesdienst erfreute sich, wo es irgend möglich war, einer musikalischen Ausstattung durch Schülerchöre. Im 16. Jahrhundert wartete der Chor jeden Sonntag mit zwei bis drei neuen Stücken auf und überraschte nicht selten durch virtuose Leistungen.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts jedoch machen sich die Nachwehen des Dreissigjährigen Krieges, der die Disziplin in der Schule stark erschütterte, bemerkbar, so dass sich die musikalische Bedeutung dieser Chöre an manchen Orten verringert [83]). Damit sinkt auch ihre Leistungsfähigkeit, und Spittas Meinung, man dürfe über die Leistungen der Schülerchöre im 17. und 18. Jahrhundert nicht allzu günstig denken, ist im allgemeinen zutreffend.

Nur wenige, wie Kreuzschul- und Thomanerchor erhielten sich auf der alten Höhe ihres Ruhmes; sie waren daher auch imstande, Werke von der Schwierigkeit der Seb. Bachschen Motetten, Kantaten und Passionen auszuführen. Unter diesem Gesichtspunkt stellen sich auch die historisch denkwürdigen Erstaufführungen der Johannis-Passion am 7. April 1724 und der Matthäus-Passion am 15. April 1724 als Ausnahmeleistungen dar.

Ueber den Gesangstoff, der in unserer bisherigen Darstellung nur flüchtig berührt wurde, finden wir gut orientierende Angaben bei Plew. Danach galt die Pflege der Musik natürlich in erster Linie der Musica sacra. Alle Schüler wurden gründlich im einstimmigen Choralgesang (cantus planus) unterwiesen und erlangten eine eingehende Kenntnis der musikalischen Elemente. Hierzu kam für die Chormitglieder der kontrapunktische Kunstgesang (cantus figuralis), natürlich mit besonderer Rücksicht auf die zahlreichen praktischen Bedürfnisse [84]). Dabei hoben sich die Cantiones solemnes eines Josquin,

---

[82]) Dr. Joh. Müller, Herzog Ernsts des Frommen Special- vnd sonderbahrer Bericht. Gotha 1642. S. 32.

[83]) Rautenstrauch 352.

[84]) Vgl. auch Dr. A. Prüfer, Untersuchungen über den ausserkirchlichen Kunstgesang in den ev. Schulen des 16. Jahrhunderts, Leipzig 1890, S. 4 ff.

Orlandus, Clemens von Papa, Senfl (Varia cantionum genera 1534), Gallus, Walther vorteilhaft ab von den Novae cantiones, quas cantor aliquis elaboravit; denn die Perlen der Niederländer, die noch heute unsere höchste Bewunderung erregen, mussten notwendig die Produkte des inzwischen „entarteten Kunstgeschmackes“ weit überragen.

In Sachsen [85]) waren in den evangelischen Chören Orlando di Lasso und Josquin de Près überall eingeführt, nirgends dagegen merkwürdigerweise die Kompositionen Palestrinas.

Zur Geschichte des Domgymnasiums zu Merseburg [86]) wird berichtet, dass für den Chor beschafft wurden: 1579 eine „Passion uff 8 Stimmen componirt von Georg Forster [87]), ferner 1592 das „opus musicum Jakobi Handels [88]) in acht Theilen,“ endlich 1620 das ganze opus Orlandi.

Nicht immer war der Gesang durchaus a capella. Aus Meissen [89]) erfahren wir, dass der Kantor zu den „deutschen Liedern“ in der Kirche gern die Bassgeige streichen liess.

Neben den Kirchengesängen waren immer auch weltliche Gesänge [90]) unter Ausschluss der „Buhllieder und fleischlichen Gesänge“ gestattet und zur Erholung und Ergötzung in Uebung [91]).

Mit besonderem Eifer beteiligte sich der Chor sowohl an den Passionsumzügen, bei denen die Vermummung eine gewisse Rolle spielte, als auch bei den von alters her üblichen Schulkomödien [91a]).

Schon vom 16. Jahrhundert ab fehlte es nicht an engen Beziehungen der Lateinschulen zum öffentlichen Theater [92]). Kreuzschul- und Thomanerchor erlangten geradezu Bedeutung für die Entwicklung des örtlichen Theaterwesens. Als in Dresden 1717 die grosse italienische Oper gegründet wurde, übertrug man die Ausführung der Chöre den Alumnen der Kreuzschule, die ein volles Jahrhundert hindurch diesen Dienst mit Lust versahen.

Ihren Kameraden in Leipzig war es nicht vergönnt, sich auf gleiche Weise an der bis zum Jahre 1729 bestehenden Leipziger Oper zu beteiligen. Dafür folgten einzelne besonders phantastisch veran-

---

[85]) Werner 30.

[86]) Witte I 78.

[87]) Gestorben 1587 als Kapellmeister in Dresden.

[88]) Handel = Gallus.

[89]) Flathe 210 f.

[90]) Ueber die Stilformen, — Hymnus, weltliches Strophenlied, geistlich-weltliches Strophenlied, Motette —, in jener Zeit gibt die Arbeit von Prüfer Aufschluss.

[91]) Ueber die „antikisierenden“ und „moralisierenden“ Texte s. bei Plew.

[91a]) R. v. Liliencron, Die Chorgesänge des lateinisch-deutschen Schuldramas im 16. Jahrhundert. (Vierteljahrsschrift für Mus.-Wiss. VI 309 ff.)

[92]) Vgl. K. Th. Gaedertz, Archivalische Nachrichten über die Theaterzustände von Hildesheim, Lübeck, Lüneburg im 16. und 17. Jahrhundert. Bremen 1888.

lagte Thomaner dem unüberwindlichen Drange zum Theater und liefen aus der Schule weg zur Oper, was auch noch Bach manchen Verdruss bereitete.

Schüler des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin mussten gleichfalls bei den Aufführungen im Königlichen Opernhause mitwirken [93]) und versäumten der Proben wegen zuweilen die letzte Unterrichtsstunde. Direktor Büsching, der 1766 sein Amt übernahm und segensreiche Reformen durchführte, wehrte sich auf jede Weise gegen diese Verpflichtung; aber es gelang ihm nicht, eine Aenderung herbeizuführen.

Was den Betrieb des Gesanges in der Schule anlangt, so bleibt noch übrig, den von den Lehrern des Faches erteilten Unterricht auf seine pädagogische Qualität hin anzusehen.

Zur Zeit der Reformation begnügte man sich nicht mit dem Einüben von Liedern, sondern gab einen methodischen Gesangunterricht [94]). Das Gehörsingen war beim Einüben nahezu ausgeschlossen [95]).

Der Gesangunterricht wurde ursprünglich nur von dem Kantor, bei der grossen Schülerzahl am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts aber in den oberen Klassen von dem Kantor selbst, in den unteren von einem anderen Lehrer erteilt [96]). Freilich verlangte man damals von jedem Mitgliede des Lehrerkollegiums ein gewisses Mass musikalischer Bildung; dieses konnte jedoch nur auf dem Gymnasium erworben sein, weshalb vieles Wichtige in Vergessenheit geraten sein mochte.

Auch der Kantor durfte den Unterricht nicht immer in bester Weise erteilt haben. Entweder wandte er sein Interesse der ihn mehr befriedigenden Komposition zu, oder er folgte dem Zuge der Zeit und liebte das Instrumentalspiel, wohl auch den virtuosen Sologesang mehr, als das schulmässige Chorsingen. An erziehliche Aufgaben dieses Unterrichts dachte zu dieser Zeit niemand.

Unter diesen Umständen war es um die Ton- und Stimmbildung ebenso schlecht bestellt, wie um das verstandesmässige Erfassen der Tonverhältnisse und um das Blattsingen.

So urteilt Quantz [96a]): Es fehlt den deutschen Chorsängern weder an natürlich guten Stimmen, noch an der Fähigkeit etwas zu lernen; es fehlt ihnen vielmehr an der guten Unterweisung. Sie singen meistentheils ohne Licht und Schatten, in einerlei Stärke des Tones. Die Vereinigung der Bruststimme mit dem Falsett ist ihnen unbekannt.

---

[93]) Die Knaben mussten sogar in Mädchenkleider gesteckt auf der Bühne erscheinen. (Dr. A. Weissmann, Berlin als Musikstadt, Berlin und Leipzig 1911, S. 8.)

[94]) Mertz 250 f.

[95]) Werner 28.

[96]) Den Gesangunterricht in der Thomasschule gab Bach in den vier oberen Klassen, in den drei unteren dagegen der zweite Collaborator, d. i. der Septimus.

[96a]) Seite 255.

Und Joh. Ad. Hiller schreibt[97]) über seine Gymnasialzeit in Görlitz und Dresden: Vom guten Gebrauch der Stimme, vom bequemen Atemholen, von einer reinlichen und deutlichen Aussprache, so wesentliche Stücke sie auch beim Gesange sind, ward wenig oder nichts erwähnt.

Für die Zeit nach dem Dreissigjährigen Kriege mag es zutreffen, wenn Friedrich Wilh. Schütze[98]) den Gesangunterricht in den Städten im ganzen als unmethodisch bezeichnet. Die Schüler hatten zwar Singstimmen in der Hand; „aber die Cantoren spielten die Töne vor, und das solange, bis die Schüler ihre Stimme singen gelernt."

Diese Auffassung finden wir für die Mitte des 18. Jahrhunderts bei Hiller bestätigt. „Treffen und Takt war freilich wohl das Ziel, nach welchem wir laufen mussten; aber der Weg war so unsicher und holpricht, dass viel Zeit dazu erfordert ward, ehe man ihn ohne Stolpern gehen lernte. Die nach der Stufenfolge der Tonleiter an eine Tafel geschriebenen Exempel dieses oder jenes Intervalls waren immer bald gelernt; aber wenn eins dieser Intervalle ausser der Reihe angegeben werden sollte, so ging es uns, wie dem ehrlichen Korporal Trim beim Tristram Shandy, der das vierte Gebot sehr gut wusste; aber nur wenn er beim ersten anfangen durfte."

Dazu kam, dass der Lehrer auch mit den gewöhnlichen Schülerunarten beständig im Kampfe lag, gegen die sich z. B. folgende Bestimmung des Gymnasiums in Prenzlau[99]) richtete: „Unter dem Singen müssen die Choristen nicht herumgaffen, nicht schwatzen und lachen, ihre Stimme nicht verstellen und den Text, welcher gesungen wird, nicht verdrehen, sondern sich als vernünftige Sänger betragen."

## Der Gesang in deutschen Schulen.

Gegen Ausgang des Mittelalters gab es in vielen Städten auch sogenannte deutsche Schriftschulen, zu denen nach der Reformation hie und da Rechenschulen kamen. Immer war die d e u t s c h e Schule in Städten das Aschenbrödel der Gattung, wie der Klang der Worte Trivialschule und Winkelschule beweist. Die Trivialschule, eine Gefährtin der Klosterschule, stand in enger Beziehung zur Kirche und pflegte darum stets das Singen[100]). In den vorreformatorischen Schriftschulen ist auch noch ein Kantor angestellt.

---

[97]) J. A. Hiller, Anweisung z. mus.-richtig. Gesange, Leipzig 1774. — H. besuchte von 1740 bis 1745 das Gymnasium zu Görlitz; 1746 wurde er Alumnus der Kreuzschule in Dresden unter Homilius.

[98]) Schütze 545.

[99]) Prenzlau 146.

[100]) Ihre Unterrichtsfächer waren Lesen, Schreiben, Singen und das Trivium. Aehnlich wie bei der ersten Lateinschule mag bei der Mehrzahl Gesang das wichtigste Fach gewesen sein. Nach Mangner war in den Trivialschulen dieser Stadt Singen von Kirchenliedern und Psalmen die Hauptsache.

Selbst in den vom 16. Jahrhundert ab erwähnten Winkel- oder Klippschulen (scholae secretae), die von den Vorstehern der Lateinschulen, von geistlichen und weltlichen Behörden aufs heftigste bekämpft und nach Möglichkeit unterdrückt wurden, fand der Gesang Beachtung, wenngleich besondere Stunden dafür nicht angesetzt waren. Aehnlich stand es um die im 18. Jahrhundert aufkommenden städtischen Armenschulen.

Noch von grösserer Bedeutung für die Volksbildung, als diese deutschen Stadtschulen, waren die Dorfschulen. Ja im allgemeinen war die Lateinschule die eigentliche Stadtschule (für Knaben), von der sich dann die deutsche Dorfschule gegensätzlich abhob. Beide waren in gleichem Sinne Kinder der Kirche und als solche auch vom Staat anerkannte Lehranstalten. In beide zog als eins der ersten Lehrfächer Gesang ein, und wo die Gründung nicht aus rein musikalischen Gründen erfolgt war, zählte die Versorgung des Gottesdienstes mit Musik und Gesang zu den vornehmsten Aufgaben der Schule. Dem Kantor der Lateinschule entsprach auf dem Dorfe der Küster, der auch die Orgel zu spielen hatte.

In loserer Beziehung zur Kirche standen endlich die in Dörfern ohne Kirche im 17. Jahrhundert eingerichteten Katecheten- oder Kinderlehrschulen.

Die Dorfschule kann auf ein hohes Alter zurückblicken, ihre Anfänge lassen sich bis zu Karl dem Grossen verfolgen. Jedenfalls hat es die in deutschen Landen sich ausbreitende christliche Kirche nicht nur als ihre Pflicht angesehen, die Seelsorge für jung und alt auszuüben, sondern auch die Jugend, soweit man es jeweilig für nötig erachtete, mit Unterricht zu versorgen. Der vielbeschäftigte Geistliche bildete sich dabei in dem Küster, der Kirchendiener, Glockenist, Organist und Gesangleiter war, einen mehr oder minder brauchbaren Gehilfen heran, den nachmals so viel genannten Dorfschulmeister.

Da der Begriff „deutsche Schule" demnach selbst im amtlichen Gebrauch nicht immer ganz fest steht, erscheint es ratsam, die wenigen vorliegenden Nachrichten über den Gesang in deutschen Stadt- und Landschulen bis zum Jahre 1775 chronologisch nebeneinander anzuführen und den Unterschied jedesmal dort, wo es nötig ist, besonders hervorzuheben.

Nach dem bisher Gesagten erscheint die Ausführung des Leipziger Schuldirektors Dolz, das eigentliche Trivium der vorreformatorischen deutschen Stadtschule sei Lesen, Schreiben und Christentum gewesen, durchaus einleuchtend. Daraus ergibt sich die Stellung des Gesanges im Schulunterrichte; er belebt die Religionsstunde, er dient der Kirche. Die Reformation erweitert die Aufgabe so, dass sie die Gemeinde zu einer — nicht nur in der Kirche — singenden machen will. Und diese Absicht hat die Ausbreitung der Reformation ebenso gefördert wie den Gesang volkstümlich gemacht. „Man sang in Kirche, Schule und Haus die evangelische Lehre in die Herzen hinein.

Die evangelische Jugend lernte die geistlichen Lieder durch Hören, Nachsingen und Uebung [101]."

Dass die Einführung des protestantischen Chorals als Gemeindegesang und die Abfassung der ersten protestantischen Gesangbücher 1524 und 1525 [102]) der Verbreitung des Gesanges auch in Schulen einen ungeahnten Aufschwung gab, ist bekannt. Kein Wunder, dass auch die reformierte Kirche dem Gemeindegesange nach und nach Eingang gewährte [103]) und die römische Kirche die Anwendung des bis dahin nur geduldeten deutschen Kirchenliedes erweiterte [104]). So beginnt mit der Reformation für den Volks- und Schulgesang eine ganz neue Epoche.

Religion, Lesen und Gesang sind die Fächer der von der Reformation ins Leben gerufenen Volksschule. Johann Bugenhagen bestimmte für Braunschweig und Hildesheim 1537: „Auf den Dörfern soll der Küster Schule halten und in Religion, Lesen und Singen unterrichten [105])."

Die württembergische Landesschulordnung von 1559 ordnet für die deutschen Schulen in Flecken und Dörfern Unterricht in Religion, Kirchengesang, Lesen und Schreiben an [106]).

In der neuen Kirchen- und Schulordnung des Kurfürstentums Sachsen vom Jahre 1580 heisst es „vom Ambte der Küster": sie sollen die Knaben lesen lernen, schreiben und christliche Gesänge, so in den Kirchen gebraucht werden [107]).

Nicht ohne Bedeutung ist die Pflege des Gesanges in der sogenannten Kinderlehre, das ist eine Art des Religionsunterrichtes für die Jugend, woraus sich vielfach die Dorfschule entwickelt hat.

So heist es im Generalartikel vom Jahre 1557 für die Diözese Grimma: „Die Dorfküster sollen verpflichtet sein, alle Sonntage nach Mittag und in der Wochen auf einen gewissen Tag die Kinder den Katechismus und christliche deutsche Gesänge mit Fleiss und deutlich zu lehren [108])."

---

[101]) Schütze 545.

[102]) Das Walthersche Gesangbuch von 1524 enthält 43 mehrstimmige, meist fünfstimmige Kirchengesänge, deren Melodie im Tenor liegt. Erst die 1586 erschienenen Choralbearbeitungen von Osiander bringen den Cantus firmus im Sopran, wodurch der Gemeindegesang eine wesentliche Stütze erhielt. — Vgl. auch unten Fussnote 136.

[103]) Vgl. hierüber unten S. 29.

[104]) Nach Ad. Prosniz, Compendium der Musikgeschichte I 112, sind die ältesten katholischen Gesangbücher das von Vehe, Leipzig 1537, und das Leisentrittsche 1567.

[105]) Schorn 90.

[106]) Heman 73.

[107]) Heppe I 27.

[108]) Pätzold 25.

Bei den mit der Kirche verbundenen Schulen fehlte unter den „Lesebüchern“ nie das Gesangbuch. Im übrigen waren die Kinder nur zum geringsten Teil damit versehen, was dem Gedeihen des Singens höchst nachteilig war. Einmal wurden infolgedessen die bekannten Kirchenlieder nach Text und Melodie beliebig verändert. Dann setzten sich alberne, oft anstössige Gassenlieder an die Stelle ehrbarer, religiöser Gesänge. Daher warnen einige Schulordnungen, wie die Strassburger von 1598, die Kinder vor dem Singen von „vppigen schändlichen Weltlichen Liedern und anderer Narrenthäding“ und verbieten es mit scharfer Betonung für die Schule.

Das folgende Jahrhundert übte in seiner ersten Hälfte wie auf den ganzen Schulunterricht, so auch auf den Gesang seinen zerstörenden Einfluss aus. Unter diesen Umständen erscheint es uns noch wie ein Lichtblick, wenn Amos Comenius in seiner grossen Unterrichtslehre [109]) inmitten der Wirren des Dreissigjährigen Krieges fordert, dass die Schüler beiderlei Geschlechts in der Volksschule, der sie vom sechsten bis zwölften Lebensjahre angehören sollen, „allerhand gebräuchliche Melodien und die Geübteren auch künstlichere Gesangstücke leichterer Art singen,“ und „dass sie alle die Kirchenlieder, wie sie an jedem Orte im Gebrauch sind, der Mehrzahl nach im Gedächtnis haben [110]).“ Dass sich diese Forderung, die einen weitschauenden Hinweis auf das weltliche Lied und das Singen auch in Mädchenschulen enthält, erst in ferner Zeit erfüllte, sei jetzt schon erwähnt.

Die bekannteste Volksschulordnung jener Zeit, der berühmte Schulmethodus des Herzogs Ernst des Frommen von Gotha vom Jahre 1642, nahm den Gesang in den Lehrplan auf. „In der mittleren Klasse sind eine halbe Stunde wöchentlich Choräle zu singen; hierbei ist auf eine laut- und sinnrichtige Sprache zu halten [111]).“

Für das heutige Königreich Sachsen liegen bestimmte Nachrichten [113]) darüber vor, dass es auch in den Winkelschulen Unterricht in Musik gab. In den Katecheten- und Kinderlehrschulen, den erwähnten Dorfschulen zweiten Ranges, wird es vielfach zur Pflicht gemacht, die Kinder auch zum Singen beim Gottesdienst und bei Begräbnissen dem Kirchschullehrer zur Verfügung zu stellen.

Für die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wurde der Einfluss des Pietismus massgebend, der seinen ersten und nachhaltigsten Niederschlag in den Schulen August Hermann Franckes fand. Dieser starke, gottvertrauende Mann, dieser Pädagoge der Tat

---

[109]) Didactica magna des A. C., 1627—1632.

[110]) Die Fortsetzung lautet: .... dass sie, im Lobe Gottes erzogen, es verstehen (um mit dem Apostel zu reden) sich selbst zu lehren und zu ermahnen mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern, lieblich zu singen Gott in ihren Herzen. (Schorn 149.)

[111]) Th. Maass, Zeittafel der Geschichte der Pädagogik, Kappeln (Schlei) 1893, S. 39.

[113]) Pätzold 51. 77.

mit dem bewunderungswürdigen Organisationstalent brachte es bei seiner pietistischen Vorsicht, die wir kennen gelernt haben, doch über sich, in der Ordnung und Lehrart vom Jahre 1702 zu bestimmen: „In den Knabenschulen werden ausser den gewöhnlichen Kirchengesängen auch die Principia der Figural-Musik gelehrt.“ Den Mädchen ist es nur gestattet, die „gewöhnlichen Kirchengesänge langsam und andächtig“ auszuführen. Knaben und Mädchen erhielten wöchentlich zwei Stunden Gesangunterricht [114]).

Sein Verdienst ist es jedoch, dass er auch auf das „Wie“ des Betriebes achtete. Er hielt es für notwendig, „Undeutliches in den Gesängen kürtzlich und einfältig zu erklären.“ Auch über die Methode machte er bestimmte und ausführliche Angaben.

Nach Bernhard Kothe [115]) ersehen wir daraus folgendes: 1. Francke beginnt mit Gehörsingen mit Hilfe der Noten; 2. ferner unterscheidet er auf der zweiten Stufe den Elementarkursus, den alle Knaben durchzumachen haben, und den für die „mit feinem Naturell“; 3. lässt er mit dem Elementarkursus möglichst bald den Liederkursus verbinden; 4. nicht das Treffen der Noten ist ihm Zweck des Unterrichts, sondern das Singen der Choräle und Arien; 5. nach Noten wird nur deswegen gesungen, damit sich die Schüler „helfen lernen“. So steht also das religiöse Lied [116]) im Mittelpunkt des Gesangunterrichtes. Daneben verlangt er wohl auch „die alten Gesänge D. Lutheri und anderer geistreicher Männer, dabei solle aber nicht versäumt werden, dass sie von neuen Liedern die geistreichsten anstimmen lernen.“

In diesem Sinne wurde die erste Schulordnung für die preussische Volksschule abgefasst. Sie atmet zugleich den Geist des strengen, aber überzeugten Christen, der sie mit seinem königlichen Siegel sanktionierte. Dass Friedrich Wilhelm I., der Vater der preussischen Volksschule, ein Herz für diese seine Schöpfung hatte und sie nach bestem Wissen und Können förderte, ist auch aus den Bestimmungen für das Gesangswesen zu ersehen.

In der Schulordnung vom 24. Oktober 1713 heisst es: „In den Teutschen Schulen muss vor Anfang und Endigung der Informationen, vor und nach dem Gebeth, ein Psalm aus dem Lobwasser, und ein geistlich, in den Reformirten Kirchen üblich Lied, alternatim gesungen werden. Der Prediger jeden Orts hat dem Cantori und Schulmeister Anweisung zu geben, welche Psalmen und Lieder vor die Anfänger am leichtesten, auch in der Reformirten Kirch am meisten gebräuchlich,

---

[114]) Rein III 438.

[115]) Vademecum für Gesanglehrer, Breslau 1876, S. 61.

[116]) Zu Anfang und Beschluss einer jeden Schulstunde wurde gesungen. In der Schulordnung wird als kurzer Lobgesang beim Schulschluss angeführt: Nun danket alle Gott — Sey Lob und Ehr mit hohem Preis — Sey Lob und Preis mit Ehre — Lasst uns in deiner Liebe — O Vater aller Frommen. — Ausserdem „zu den Festen ein Lied, so sich auf die Zeit schicket“. (Mangner 111.)

damit die Jugend hernach im öffentlichen Gottesdienst dem Vorsinger desto besser könne zu Hilfe kommen, und mitsingen."

Um einen Begriff von den Leistungen im Gesange zu geben, möge eines Umstandes gedacht werden, der erst 1763 gesetzlich festgelegt worden ist, in praxi aber schon unter dem Soldatenkönig vorlag: die Forderung, dass kein ungeprüfter, d. h. ungeprobter Lehrer angestellt werden dürfe. Die Prüfung begann in der Kirche mit dem Sologesang von Chorälen; denn der Lehrer war im Gottesdienst Vorsinger.

Ein Bericht über eine Lehrerwahl vom Jahre 1729 zeigt uns, dass die Bewerber — es handelt sich um fünf für eine Stelle — zwei bis drei Choräle zu singen hatten. Der Gewählte hatte vorzutragen: a) Christ lag in Todesbanden, b) Jesus meine Zuversicht, c) Sieh, hier bin ich Ehrenkönig; dann erst folgte die Probe im Lesen, Schreiben, Rechnen usw. in der Schule. Das Urteil über seine musikalische Leistung lautet: „Melodie ging in viele andere Lieder, Stimme sollte stärker sein, quiekte mehrmalen, so nicht sein muss." Trotzdem schlug Jocob Maehl — so hiess der Glückliche — seines Zeichens ein „Weber, der die Fünfzig hinter sich" hatte, seine vier Mitbewerber aus dem Felde, wohl mehr um seiner sonstigen Vorzüge willen. Einer seiner Konkurrenten hatte eine „Stimme wie ein blöckend Kalb" und war „auch öfter in unrechte Lieder verfallen", was man einem Schneider, der „schon ein alt gebrechlich Männlein von sechzig Lebensjahren" war, freilich nicht verdenken kann[117]).

Was derartig vorgebildete Lehrer in der Schule zu leisten vermochten, lässt sich leicht vorstellen.

Die erste Schwierigkeit im Schulsingen betraf die Gewöhnung, aus dem Gesangbuche zu singen. Wo die Kinder nicht genügend mit diesem Buche versehen waren, wie in den Winkelschulen, wird geklagt, dass sie den Gesang oft „schrecklich verfälscheten"[118]). Dementsprechend war die „Ordnung vor die Teutzschen Schulen" zu Leipzig vom Jahre 1713 gehalten: „Die Lectiones fängt er (der Lehrer) allezeit mit Gesang, Gebet und Bibel-Lesen an. Bey den Gesängen lernet er die Kinder aufschlagen, und hält sie an, aus den Büchern zu singen, damit sie nicht so falsch singen lernen: Er kann ihnen auch bissweilen ein Lied kürtzlich erklären. Wollte er bissweilen ein neues Lied singen, so kann er solches zuvor in einer Singstunde, die er alle Mittwoch, und Sonnabend nachmitag zu halten, bekandt machen[119])."

Aehnlichen Inhalts ist die „Instruction für die Information in deutschen Schulen der kursächsichen Lande" aus dem Jahre 1724[120]), die im ganzen nur Franckesche Gedanken wiedergibt: „Ingleichen

---

[117]) Lewin 47.

[118]) Mangner 111.

[119]) Ebenda 40.

[120]) Simon 56.

sind wöchentlich ein oder zwey Lieder-Stunden zu halten, da die christlichen Lieder zuvor abgelesen werden, und wenn etwas wegen ihres Verstandes zu erinnern, solches angemercket: Und hernach werden die Kinder zu denen Melodien und Singen selbst angeführet."

Trotzdem finden wir nach Mangner besondere Stunden für den Gesang auf den Lektionsplänen der Leipziger Winkelschulen nirgends angesetzt. Den ersten Armenschulen in Sachsen zu Anfang des 18. Jahrhunderts werden „zahlreiche Gesänge und Gebete bei Beginn und Schluss des Unterrichts" vorgeschrieben, und unter den „Lesebüchern" erscheint neben dem Neuen Testament und Katechismus das Gesangbuch [121]). Die meisten Schulhalter begnügten sich mit der Einübung der gebräuchlichsten Choralmelodien, insbesondere der Lieder, welche zu Anfang und zum Beschluss der Schulstunden gesungen wurden. Auch wird bezweifelt, dass die Schulhalter sich Mühe gaben, vor dem Einüben der Melodie den Text der Gesänge zu erklären.

Fast jede Schulordnung, welche das Singen erwähnt, verlangt, dass die Kinder „aus dem Buche singen, damit sie sich nicht gewöhnen falsch zu singen." Ja, die Schul-Ordnung für Bremen und Verden 1752 sagt sogar: „Das Singen aus dem Kopfe muss nicht geduldet werden, weil die Kinder sich dabei leicht gewöhnen falsch zu singen, sondern sie müssen nach dem Gesangbuch, das sie zu dem Ende stets mit in die Schule zu bringen haben, singen und angehalten werden, stets in dasselbe zu sehen."

Aber mit diesem Verfahren scheint man schlechte Erfahrungen gemacht zu haben, denn bald darauf wenden sich die Schulordnungen g e g e n das „Singen a u s d e m B u c h e," so das für Preussen bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts gültige General-Land-Schul-Reglement vom 12. August 1763 [122]): „In der ersten Vormittags-Stunde wird: 1. ein Lied gesungen, welches der Schulmeister langsam und deutlich vorsagt, und darauf mit den gesammten Kindern nachsingt. Alle Monathe aber wird nur ein Lied, welches von dem Prediger aufgegeben wird, und nicht zu lang oder unbekannt seyen muss, erwählt und gesungen, damit es grosse und kleine durch das öftere Singen auswendig lernen. Unter dem Singen gibt der Lehrer genau Acht, dass sie alle mitsingen. Daher wird keinem Kinde erlaubt, bey dieser Arbeit sein Gesang-Buch vor sich zu nehmen und aus demselben zu singen, weil solche nicht gehörig aufmerken, das Gesang-Buch durchblättern und daher das Lied nicht lernen. Wollen sie aus dem Gesang-Buche singen, so kann dieses zu Hause geschehen. 2. Nach dem Gesang wird gebetet." — Auch des Sonntags hatten die Schulmeister „entweder Vor- oder Nachmittags mit den Kindern in der Kirche zu singen".

[121]) Pätzold 51.

[122]) J. G. Krünitz, Die Land-Schulen, Berlin 1794. — Diese Vorschrift findet sich übrigens schon in der „Kgl. Preuss. Land-Schul-Ordnung für das Fürstenthum Minden und die Grafschaft Ravensberg. De dato Berlin, den 6. April 1754" im gleichen Wortlaut. (Siehe bei Lewin.)

Aus der Fassung der Verfügung für die katholischen Schulen ersehen wir eine Konzession an die noch viel engere Verbindung zwischen Kirche und Schule und den Einfluss des Klerus auf die letztere. Sie lautet kurz [123]): „Wegen der Music wird es dem Pfarrer anheim gestellet, zu Erteilung einigen Unterrichts, darinnen denjenigen Schulmann zu wählen, den er dazu am geschicktesten erachtet."

Der hervorragendste katholische Schulmann dieser Zeit, Ignaz v. Felbiger [124]), führte auf Heckers [125]) Einfluss 1763 den Gesang als Unterichtsgegenstand in die katholischen Schulen des Saganer Stifts ein [126]). Vorher dürfte wohl schwerlich selbst zu Anfang und zum Schluss des Unterrichts gesungen worden sein, da das hierfür verordnete Gebet „knieend zu verrichten" war. Dagegen wurde alle Feiertage um 1 Uhr vor der christlichen Kinderlehre „ein Lied zum heiligen Geiste aus dem Jordan'schen Gesangbuch" gesungen.

In den sächsischen Landen scheint man noch eine Zeitlang am alten Modus festgehalten zu haben. Erst im Jahre 1770 begegnen wir nach Mangner einer Schulordnung, der Oberlausitzer, die wenigstens von den Grössesten verlangt, dass sie ohne Gebrauch des Gesangbuches mitsingen; „denn sie sollen es auswendig lernen."

Was nun die Leistungen im Gesange betrifft, so liegen für Preussen, wenigstens über die deutschen Schulen, bestimmte Nachrichten nicht vor. Jedoch wird man aus der Qualität der Lehrer, die wir oben kennen gelernt haben, wohl nicht auf eine berückende Wirkung des Gesanges schliessen können. Vielleicht war es nicht anders, als in Sachsen, dessen Lehrer etwa aus demselben Holze geschnitzt waren [127]).

Mangner berichtet, in den Leipziger Winkelschulen ist von „unbändigem Gebrüll [128]), schrecklichem Schreyen" und dergleichen öfters die Rede. „Wo überhaupt des Gesanges von den Inspectoren gedacht wird, geschieht es ausnahmslos in tadelnder Weise."

Das weibliche Geschlecht scheint in der ganzen Zeit bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts arg ins Hintertreffen gekommen zu sein. Obgleich schon Luther die Gründung von „Jungfernschulen" angeregt hat, blieben sie im allgemeinen selten [129]). Die Braunschweiger Kirchen-

---

[123]) Lewin 98.

[124]) s. unten S. 92.

[125]) F. lernte H. 1762 an der Realschule in Berlin kennen.

[126]) A. Schiel, Felbiger und Kindermann, Halle 1902, I 8.

[127]) Pätzold 51: Adam Lotter (Winkelschullehrer am Anfange des 18. Jahrhunderts) war Lakai und Verwalter gewesen und unterrichtete im Lesen, Schreiben, in Latinität und Musik.

[128]) Das Brüllen scheint immer eine Schwäche der breiten Masse gewesen zu sein, denn schon Luther spricht von dem „wüsten, wilden Eselsgeschrei des Chorals."

[129]) Nach Pätzold gab es im 16. Jahrhundert nur hie und da in Städten Mädchenschulen. Dolz berichtet von einer Jungfernschule in Leipzig bald nach Einführung der Reformation; — „in derselben wurden die Schülerinnen von Lehrerinnen im Singen, Lesen, Schreiben und Nähen unterwiesen"; jedoch hält er diese Schule selbst mehr für ein Fräuleinstift, als eine Töchterschule.

ordnung 1528 spricht allerdings vom „Unterricht im Singen" in den „Jungfrauenschulen". In Berlin gab es eine solche am Ende des 16. Jahrhunderts; die kleinen Mädchen dieser „Jungfernschule" sollten Mittwochs die Kurrende ablösen und bei den Taufen singen [130]).

Demgegenüber berichtet Mangner, dass das weibliche Geschlecht ums Jahr 1600 vom Schulunterricht ausgeschlossen war; und Hiller sagt auf Grund seiner in Görlitz, Dresden und Leipzig um die Mitte des 18. Jahrhunderts erworbenen Kenntnis [131]): „Beim Studieren des Gesanges auf Schulen findet sich auch noch das Mangelhafte, dass das weibliche Geschlecht gar keinen Anteil daran hat."

## Der Gesang in den Schulen der Schweiz.

Einen teilweise anderen Gang schlug die Entwickelung des Schulgesanges in der deutschen Schweiz ein.

Die dortige Reformation erwies sich zunächst als musikfeindlich. Schon lange vorher waren die Kurrenden ebenso wie in Süd-Deutschland verschwunden. Nun wurden Orgel und Gemeindegesang aus der Kirche entfernt. Der letzere zog jedoch gegen Ende des 16. Jahrhunderts wieder überall in die Kirchen ein [132]). Von dieser Zeit an bildeten die unbegleiteten vierstimmigen Lobwasserschen Psalmen mit Goudimelschen Tonsätzen fast zweihundert Jahre lang den einzigen Gesangstoff der reformierten Kirche und damit auch des Volkes und der Schule — sofern diese überhaupt auf Gesangunterricht einging. Der Bedeutung der Schulchöre in Deutschland entsprach die der Collegia Musica [132a]), welche im 17. Jahrhundert in den grösseren Städten aufkamen. Diese Vereinigungen sangeslustiger und musikfreudiger Erwachsener machten sich ebenso verdient um die Förderung der Kirchenmusik wie um die musikalische Bildung der Jugend. Allerdings war die letzte Einwirkung nach ihrer paktischen Seite keine allgemeine und planmässige. Man sah es gern, wenn Knaben freiwillig an den Uebungen teilnahmen und zu den Männerstimmen den Diskant und vielleicht noch den Alt sangen. Auf dieselbe Weise kam in der Kirche der vierstimmige Gesang zustande, nur dass sich dort auch Mädchen und Frauen beteiligten. Die jungen Sänger lernten ihren Part durch Hören und Mitsingen unter den älteren. In der Schule wurde die Sache allen-

---

[130]) Dr. Zelle, a. a. O., wo auch die bei dieser Gelegenheit zu singenden Choräle: Christ, unser Herr, zum Jordan kam — Sei Lob und Ehr mit hohem Preis — Allein Gott in der Höh — genannt sind.

[131]) Hiller, a. a. O. (Fussnote 97) Vorrede.

[132]) Vgl. H. Weber, Geschichte des Kirchengesangs in der deutschen ref. Schweiz, Zürich 1876.

[132a]) Vgl. Prof. Dr. K. Nef, Die Collegia Musica in der deutschen ref. Schweiz, St. Gallen 1897.

falls durch Vor- und Nachsingen etwas ordentlicher betrieben[133]). Natürlich stand auch hier, wie in Deutschland, der Gesang ausschliesslich im Dienste des Kirchengesanges. Den Stoff bildeten die erwähnten Psalmen, und besonders musikalische und eifrige Lehrer berücksichtigten beim Unterrichten auch wohl die Anleitungen zum Singen der Psalmen von Steiner, Bachofen und Schmidlin[134]). Im übrigen war der Unterricht, wie wir wenigstens aus dem Bernischen wissen, nichts als ein mechanisches Anlernen der Kirchengesänge; der Gesang in der Schule war einförmig und schleppend. Wenn Schneider berichtet: „Wo Noten gelernt wurden, geschah dies nicht vor, sondern nach der Erlernung des Liedes, also nicht, um dadurch zum Singen nach Noten befähigt zu werden,“ so ist das nicht cum grano salis zu verstehen. Die Kenntnis der Noten wird auch hier nicht den Zweck gehabt haben, die Schüler im Blattsingen selbständig zu machen, sondern — wie in den oben erwähnten Franckeschen Lehranstalten — ihnen bei der Einübung eines neuen Liedes einen gewissen Anhalt zu geben.

Das Solmisieren, d. h. das Singen nach Noten, war ein spezielles „Sonntagsvergnügen“ einiger Schulmeister, wie es auch die theoretischen Unterweisungen nach dem im Psalmbuch vorgedruckten Gesangbericht waren. Damit hat die Schweiz eine Einrichtung voraus, die in Deutschland erst mehrere Jahrzehnte später in einigen Gegenden Gepflogenheit wurde.

Wie in Deutschland war auch das Volkslied in der Schule der Schweiz nicht vertreten.

Als ein Verdienst des Collegium Musicum in Zürich ist die Versorgung der „musikliebenden Jugend“ mit Neujahrsstücken zu erwähnen, die gewiss ihren Zweck, die Neigung zu Sang und Klang in den jugendlichen Herzen zu wecken, nicht verfehlt hat. Ebenso wird der allgemeine Gebrauch, daheim oder in geselliger Vereinigung vierstimmige Psalmen anzustimmen, günstig auf den Sangeseifer der Jugend gewirkt haben[135]), und manches junge Bürschchen dürfte mit neugierigem Blick die Noten des Gesangbuches verfolgt und sich durch Fragen bei den Grossen etliche nützliche Kenntnisse und durch kühnes Probieren manche Fertigkeit erworben haben, — alles Umstände, die in Deutschland[136]) in dieser Vereinigung nicht zu finden waren.

---

[133]) Vgl. Ernst Schneider, Die bernische Landesschule am Ende des 18. Jahrhunderts, Bern 1905, S. 165.

[134]) Steiner † 1761 in Zürich, Bachofen † 1755 ebenda, Schmidlin † 1772 in Wetzikon.

[135]) Vgl. Allg. musikal. Ztg., Leipzig 1811, Intelligenzblatt S. 42.

[136]) Dort erschien 1529 das erste lutherische Gemeindegesangbuch mit beigegebenem einstimmigem Tonsatz. Bis 1700 war noch in vielen Gesangbüchern dem Text auch die Melodie in Noten beigefügt. Später beschränkte sich die Notenausgabe auf das Handbuch für den Kantor und Organisten, die Gemeinde sang aus Büchern ohne Musiknoten. — Die Jugend erging sich, soweit sie nicht der Kurrende angehörte, in den wenigen mit dem Gehör aufgefassten Volksliedern, oder noch lieber, eben nach dem Vorbilde der Kurrende, in wüsten Gassenhauern. An Aufmunterung seitens der Bürgerschaft fehlte es vollständig.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich:

Von der Reformation ab bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts war der theoretische und praktische Gesangunterricht in der Lateinschule gut bedacht; von Ende des 17. Jahrhunderts ab spielt die Instrumentalmusik eine grosse Rolle. Die seit alten Zeiten überall mit den Schulen verbundenen Kurrenden und Schulchöre verlieren von der Mitte des 18. Jahrhunderts ab an Boden. Die Musik, die in der ältesen Lateinschule als antikes Bildungselement um ihrer selbst willen betrieben wurde, behauptet sich nur als Gelegenheitskunst für Schule und Kirche und verschmäht es nicht, auf der Gasse um Almosen zu betteln.

Auch in der deutschen Schule dient der Gesangunterricht einzig dem Gottesdienst und dem Religionsunterricht.

Bei Beginn des letzten Viertels des 18. Jahrhunderts mangelt es an besonderen Stunden auf dem Lektionsplan und an verstandesmässiger Handhabung der Unterweisung; dem weiblichen Geschlechte kommt der Gesang kaum zugute; das weltliche Volkslied findet keine Pflege.

In der Schweiz gehört der Gesang auch nicht zu den notwendigen Schulfächern, vielmehr gilt er nur „als wünschenswerthe Beigabe, wenn der Lehrer die Fähigkeit hat, darin zu unterrichten“ [137]). Hier wird der Jugendgesang jedoch durch den günstigeren Stand des Hausgesanges gefördert, in Deutschland dagegen übt der vollständige Verfall des Volksgesanges und der Niedergang des Schulwesens eine zersetzende Wirkung aus.

---

[137]) J. J. Schäublin, Ueber Bildung des Volkes für Musik und durch Musik, Basel 1865, S. 23.

# ERSTER TEIL.

····

## Johann Adam Hiller bis Nägeli.
## 1775—1810.

Mit dem Aufkommen des Sologesanges im 17. Jahrhundert verbindet sich eine regere Produktion von theoretischen Anweisungen für den Kunstgesang. Die wenigen deutschen Werke dieses Jahrhunderts gründen sich naturgemäss auf die in Italien, der Heimat des modernen Sologesanges, herrschende Methode.

Auch im achtzehnten Jahrhundert fehlt es nicht an Gesangschulen. Sie geben aber durchweg mehr allgemeine musikalische Theorie, als Anleitung zur Stimmbildung. Da der Gesang nach dem Grundsatz: „Wer nicht singen kann, der kann auch nicht spielen [1]," über die Instrumentalmusik herrschte, ist nicht zu verwundern, wenn sie ausser gesanglichen Unterweisungen auch noch Anleitungen, ein Instrument (meistens die Violine und die Flöte) zu spielen, enthalten; einen breiten Raum nimmt in der Regel die Lehre von den Verzierungen oder Manieren ein.

Die bedeutendste Schule ist die auch von Hiller gerühmte „Anleitung zur Singekunst" von Peter Franz Tosi, Berlin 1754. Sie enthält Auseinandersetzungen über alle wichtigen die Gesangskunst betreffenden Dinge[1a]). Was aber ihren Nutzen für den Gebrauch in Frage stellt, ist der Mangel an praktischen Uebungen. Diese Schwäche ist typisch für die grosse Zahl der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vorhandenen Gesangschulen, aber begreiflich, da an eine Unterrichtskunst in unserem Sinne eben damals noch nicht zu denken

[1]) Mattheson, Kleine Generalbassschule, Hamburg 1735, Seite 51.

[1a]) Tosi rät darin schon, „Sprünge bis zum Ueberflusse" zu üben; Agricola (der Uebersetzer) fügt hinzu, „mehr als es nötig zu sein scheinen möchte". Der Lehrer soll vom Leichten zum Schweren fortschreiten, Schweres natürlich und schmackhaft darbieten; er soll die Lust rege halten, sich hüten Ueberdruss hervorzurufen, Brust- (voce di petto) und Kopfstimme (voce di testa) werden unterschieden; Haltetöne und das messa di voce sind neben dem Solfeggieren Mittel der Stimmbildung. Der Sänger singe stehend, bewahre dabei eine edle Haltung, sein Gesicht zeige ein Lächeln.

war. Was an der Vertiefung fehlte, wurde häufig durch eine erstaunliche Vielseitigkeit ersetzt, wie sie uns z. B. in Telemanns „Singe-, Spiel- und Generalbassübung“ [2]) entgegentritt.

Die meisten dieser Schulen waren auch für den Musikunterricht in den Lateinschulen bestimmt [3]).

Eine grosse Rolle spielte nach diesen Anweisungen das Solmisieren[4]) und das Solfeggieren. Tosi berichtet darüber[5]): „Solfeggiren heisst eigentlich, bei den Wälschen, die Namen der Töne mit den aretinischen Silben singen, oder wie wir sagen, solmisiren. Hernach bedeutet es auch, alle Noten eines Stücks, ohne Sylben und Wörter, bloss über einem Selbstlaute singen. Die Stücke welche zu solcher Uebung bestimmt sind heissen Solfeggi.“

Das Singen auf die erwähnten Silben: ut re mi fa sol la sollte in Verbindung mit der Mutierungskunst in erster Linie die Orientierung im Tonsystem und das Treffen ermöglichen. Dann aber fanden die damaligen im Banne der italienischen Schule stehenden Gesanglehrer, dass das Silbenstudium als Vorübung auf den italienischen Gesang nach der Seite der Vokalisation und Artikulation diene, weshalb den Solmisationsübungen ein breiter Raum in Gesangstunden jeder Art gewährt und eine Bewertung zuteil wurde, die sich trotz K. M. v. Weber und Richard Wagner das ganze 19. Jahrhundert hindurch erhalten hat und heute noch nicht als überwunden anzusehen ist.

Die inzwischen um die siebente Silbe si erweiterte Solmisationsreihe ersetzte man durch ähnliche Silben wie bo ce di ga lo ma ni[5a]) oder die sogenannten Graunschen Silben da me ni po tu la be.

Dieser Versuch hat im 19. Jahrhundert noch viele deutsche Silbenreihen gezeitigt. Ob aber mit einer so sklavischen Nachahmung der italienischen Silben der auf ganz andern Lautfolgen beruhenden deutschen Sprache gedient wird, muss billig bezweifelt werden. An

---

[2]) Georg Philipp T., Singe-, Spiel- und Generalbassübungen, Hamburg (1740).

[3]) Hierher gehört besonders Friedrich Wilhelm Marpurgs „Anleitung zur Musik überhaupt, und zur Singkunst besonders“, Berlin 1763. Dieses Buch enthält schon vier Seiten Uebungen und acht Seiten „canonische Uebungen“. Marpurg hält, wie er in der Vorrede ausführt, für notwendig, „jeden Lehrsatz mit einem besonderen Exempel zu erläutern.“ Da aber alsdann das Buch zu umfangreich werden müsste, überlässt er es den „Herren Musikdirectoren und Cantoribus“, „die besten Exempel aus ihrem gelehrten Vorrathe hervorzusuchen, und den Schüler ihrer Kunst durch ihre eigene erlesene Aufsätze zu bilden.“

[4]) Die Lehre von der Solmisation kam zugleich mit der Mensuralmusik im Mittelalter auf und wird letzten Endes auf Guido von Arezzo (995—1050) zurückgeführt.

[5]) Anleitung 18.

[5a]) Die sog. belgische Bocedisation des Hubert Waelrant († 1598); vgl. Diesterweg 487.

der Methode treffen zu lernen wird damit nichts geändert. Der Hinweis des Abts Vogler[6]) auf die „ewig unveränderlichen“ akustischen Gesetze der Harmonie, insbesondere auf die grundlegende Bedeutung des tonischen Dur-Dreiklangs blieb zunächst unbeachtet, bis der Gedanke mehrere Jahrzehnte später neuerstanden eine freundlichere Aufnahme fand.

Mit dem Solmisieren im Wechsel betrieb man das Singen auf die Buchstabennamen c d e f g a h; es wurde Clavisieren, Syllabisieren, Abecedieren oder Buchstabieren genannt[7]).

Mattheson eiferte schon im zweiten Teil seines Orchesters (Hamburg 1717) gegen die „Solsisation“ oder „Solmiseration“, wie er sie spöttisch nennt. Das „Tonlernen und -haben geht besser nach den Buchstaben a b c etc. an.“

Zu diesen beiden Arten der Tonbenennung kommt dann gegen Ende des Jahrhunderts der Gebrauch der Ziffer und des Zahlennamens[7a]).

Auch an Lehrbüchern des Gesanges für niedere Schulen fehlte es damals nicht. Alle aber krankten an dem gleichen Fehler wie ihre höheren Gefährten: sie gaben Theorie und Wissenschaft, aber keine praktischen Uebungsbeispiele, oder nur eine ganz unzureichende Menge davon.

So enthält noch der sonst recht beachtenswerte „Versuch eines Elementarbuchs der Singkunst vor Trivial und Normalschulen“ von Chr. Fr. W. Nopitsch, Nördlingen 1784, nur fünf 4- bis 8-taktige Sätzchen, die als Uebungsstoff in Betracht kommen.

Darum ist es erklärlich, wenn sich nur wenige, auch unter Berufenen, fanden, die Lust verspürten, den mühevollen Beruf eines Gesanglehrers auszuüben, obgleich an guten Stimmen kein Mangel war. J. Fr. Reichardt schreibt darüber im Jahre 1774[8]):

„Man kann sich des Mitleidens und Unwillens nicht erwehren, wenn man bey einer Reise durch Deutschland fast an jedem Orte, an jedem kleinen Orte, die schönsten Stimmen, und alle ohne die geringste Anweisung findet.“

Da fühlten sich zwei Männer an ganz verschiedenen Orten und aus ebenso unterschiedlichen Beweggründen veranlasst, auf diesem Gebiete neue Bahnen einzuschlagen: J. A. Hiller, der spätere Thomaskantor in Leipzig, und der Schweizer J. J. Walder, von denen wir uns dem ersteren als dem bedeutenderen zunächst zuwenden.

---

[6]) Georg Joseph Vogler, Kurpfälzische Tonschule, Mannheim (1778).

[7]) Vgl. Marpurg, a. a. O., S. 3, 4. — Hiller machte zwischen Solmisieren und Buchstabieren keinen Unterschied; vgl. unten S. 38.

[7a]) Siehe unten S. 78.

[8]) Briefe eines aufmerksamen Reisenden, Frankfurt und Leipzig 1774, I 7 f.

Unter den drei Werken Johann Adam Hillers[9]), die dem Lehrer des Gesanges gewidmet sind,

„Anweisung zum musikalisch-richtigen Gesange mit hinlänglichen Exempeln erläutert“, Leipzig 1774, —

„Anweisung zum musikalisch-zierlichen Gesange, mit hinlänglichen Exempeln erläutert“, Leipzig 1780, — und

„Kurze und erleichterte Anweisung zum Singen, für Schulen in Städten und Dörfern“, Leipzig 1792,

hat zwar das letzte Jahrzehnte hindurch für die Praxis des Unterrichts die grössere Bedeutung erlangt, doch auch die ersten wurden wenigstens zu seinen Lebzeiten im Schulunterricht[10]) gebraucht. Dass sie dafür vom Verfasser auch gedacht waren, beweist ihre Vorgeschichte.

Wie unzufrieden Hiller mit dem Unterricht war, den er selbst in seiner Jugend empfangen hatte, haben wir oben gesehen. Als er in Leipzig 1762 ein Konzert auf Subskription errichtete und im folgenden Jahre die Direktion des Grossen Konzerts übernahm, ging er von der leitenden Idee aus, dem deutschen Gesange auf deutschem Gebiete eine Heimstätte zu bereiten.

Bisher war die Pflege des heimischen Gesanges gegenüber der üppig wuchernden italienischen Kunst arg vernachlässigt worden. Man traute dem Deutschen überhaupt keine Stimme zu; dazu kam eine starke Dosis Prüderie seitens des weiblichen Geschlechts[11]), lauter Schwierigkeiten, die ihm bei seinem Bestreben, „den Gesang beim Concert in eine bessere Gestalt zu bringen“, hindernd in den Weg traten.

So war es Hiller zunächst nur vergönnt, zwei Sängerinnen, Corona Schröter und Gertrud Schmehling (G. Mara)[12]), für die Bühne vorzubereiten. Als die letztere ihn 1771 verliess, um in preussische Dienste zu treten, gründete er eine „Musik- und Singeschule“, um — wie

---

[9]) Johann Adam Hiller, geb. d. 25. Dezbr. 1728 zu Wendisch-Ossig bei Görlitz, besuchte das Gymnasium zu Görlitz und die Kreuzschule zu Dresden unter Homilius. Von 1751 ab lebte er hauptsächlich in Leipzig. Nachdem er sich schon als Leiter der Abonnementskonzerte (Liebhaberkonzerte, Concerts spirituels) hervorgetan hatte, wurde er 1781 Kapellmeister der neu ins Leben gerufenen „Gewandhauskonzerte“, von 1789—1801 Thomaskantor als Nachfolger Doles'; er starb am 16. Juni 1804 in Leipzig. Dauernde Bedeutung hat er durch die Komposition seiner „Singspiele“ erlangt, welche in der deutschen Spieloper ihre Fortsetzung fanden. Damit erwarb er sich zugleich ein bleibendes Verdienst um die Ausbreitung des deutschen Gesanges im Konzert und Theater und um die Förderung des volkstümlichen Liedes. (Autobiographisches: J. A. H., Lebensbeschreibungen berühmter Musikgelehrten und Tonkünstler, 1. Theil, Leipzig 1784, S. 286 ff. — Biographie von Peiser.)

[10]) Weimar, Vorrede: Die Anweisungen zum Singen von Hiller (ich meyne das grössere Werk) legte ich bey den Gymnasien meinem zu gebenden Unterrichte zu Grunde.

[11]) Davon gibt Forkels musikalischer Almanach 1784, S. 224, ein anschauliches Bild.

[12]) Reichardt 7 f. — Weissmann a. a. O. (s. oben S. 20 Fussn. 93) S. 22.

er in seiner Lebensbeschreibung selbst sagt — „wenigstens den Concerten Sänger und Sängerinnen zu verschaffen, auch den Gesang der Kirche einigermassen zu verbessern. Den Anfang machte ich damit, dass ich einige Knaben aus der Stadt frey unterrichtete, und diese bisweilen im Concert mit einer Arie, oder einem Duett auftreten liess. Bald darauf fanden sich einige junge Frauenzimmer aus Familien, die zu ihrem Vergnügen den Gesang studiren wollten, und meiner Unterweisung anvertraut wurden. Nach den nötigen elementarischen Vorübungen, die ich freylich nicht lange konnte dauern lassen, um sie bey der Lust zu erhalten, griff ich zu allerhand praktischen Werken, zu Arien, Duetten, Chören, Motetten, Psalmen".

Wenn nun schon „nach dreyjährigen Versuchen" dieser Art seine „Anweisung zum musikalisch-richtigen Gesange" erscheint, so kann das Werk nur zum geringen Teile auf Erfahrung gegründet sein; der Hauptsache nach ist es eine Präparation auf den Gesangunterricht in seiner Musikschule, wie er sie von seinem Standpunkte als theoretisch und praktisch wohlgebildeter, ausübender und schaffender Musiker für nötig erachtete, wobei er natürlich weder die vorhandene Literatur noch seine im Einzelunterricht gemachten Erfahrungen unberücksichtigt lassen konnte. Neben seiner allseitigen musikalischen Bildung fällt hierbei noch ins Gewicht, dass er sich allezeit durch ein feines Verständnis für das musikalische Empfinden und die musikalischen Bedürfnisse des Volkes auszeichnete. Seine Singspiele sind ebensowenig nur zur Unterhaltung geschrieben wie seine Kinderlieder. Und wenn er mit seinen Werken im Herzen des Volkes gezündet hat und bis heute nicht nur als Liedervater gilt, sondern auch als Schöpfer des deutschen ernsthaften Musikunterrichts und als Begründer der höheren musikalischen Bildungsanstalten, so müssen wir in seinem Wesen jene seltene Vereinigung von Ernst und Humor, von Wissen, Fühlen und Können bewundern, die für eine reformatorische Einwirkung auf den bis dahin wenig geschätzten Musikunterricht allerdings als glückliche Vorbedingung zu erachten ist[13]).

Hillers Anweisung zum musikalisch-richtigen Gesange enthält ausser der allgemeinen Musiklehre in gedrängter Form eine ausgeführte Lehre des Treffens, der Rhythmik und des Vortrags. Das letzte Kapitel ist, dem Gebrauch der damaligen Zeit entsprechend, näher in der Anweisung zum musikalisch-zierlichen Gesange entwickelt, die sich ausführlicher mit Manieren, Passagen, Kadenzen befasst. Dass schon dieses, vorderhand abgeschlossene Werk, wie oben erwähnt, für die Schule bestimmt ist, erhellt am deutlichsten aus der Beigabe zum ersten Werk, die gesondert erschien:

---

[13]) Rochlitz rühmt Hillers „gründliche Kenntnis der Theorie, Geschichte und Literatur der Musik, sowie der vorzüglichsten Kompositionen aller Zeiten, sein ernsthaftes Studium der Hülfswissenschaften, seine allgemeine Bildung und seinen geraden, gesunden Sinn." (Allg. musik. Ztg., Leipzig 1804, Nr. 51, S. 870.)

Exempel-Buch der Anweisung zum Singen, zum Gebrauch der Schulen und anderer Liebhaber des Gesanges, Leipzig 1774.

Mit diesem Werkchen wollte Hiller „den Lehrern die Mühe des Anschreibens der Exempel an eine Tafel ersparen“. Ausserdem glaubte er, dass die Beispiele „zur Wiederholung der Lectionen zu Hause, und zur Erinnerung alles dessen, was den Schülern, nach Anleitung des vollständigen Werks, über diese Exempel gesagt werden, sehr nützlich seyn werden[14].“ Er hält also schon die Herausgabe eines besonderen Schülerheftes für notwendig und verwendet dazu einen für den kindlichen Standpunkt angemessenen Auszug aus der grossen Anweisung.

Später ist Hiller mit der Verbreitung seiner Anweisung nicht zufrieden, obgleich sie „so gar übel nicht aufgenommen wurde[15].“ Da sie „zu theuer, zu umständlich und weitschweifig“ war, wie er meint, erscheint 1792 seine „Kurze und erleichterte Anweisung“, gewidmet „den Herren Cantoren in Städten und Dörfern, auch andern Schullehrern.“

Auch hier sind „Treffen, Tact, Vortrag und Vorbereitung zu dem allen“ die Hauptteile des Buches, in dem die eben erwähnten Mängel beseitigt sind. Am wenigsten wurde hierbei die Trefflehre beschnitten; sie hat nur einige sehr schwierige Uebungen eingebüsst.

Beschäftigen wir uns nun mit dem Inhalt der Hillerschen Anweisungen, die auch in den verschiedenen Formen denselben Geist atmen.

Hillers Gesanglehre steht ausschliesslich im Dienste der musikalischen Kunst, erfasst diese aber allseitig und von einem hohen Standpunkte aus. Seine Erwartungen spricht er deutlich in der Vorrede zur „Kurzen und erleichterten Anweisung“ aus. Schüler, die darnach gebildet sind, werden „über alles, was zu wissen erfordert wird, ein examen rigorosum bey jedem Kapellmeister, oder Professore Musices aushalten, auch eine jeden Kenner befriedigende Sängerprobe ablegen.“ Sein Ziel wäre demnach, musikalisches Wissen in Verbindung mit praktischer Singfertigkeit zu übermitteln, nicht um des Zöglings, sondern um der Musik willen. Da Hiller, wie wir von Rochlitz[16]) wissen, „mit Ehren Vater der deutschen Kritik, in wiefern sie den ästhetischen Teil der Tonkunst betrifft, geworden,“ so wird sein Unterricht nie ohne Einwirkung auf den Geschmack des Schülers gewesen sein, was bei andern, die in seinem Geiste und nach seinen Lehrbüchern unterrichteten, auch der Fall gewesen sein mag; doch ist diese Wirkung sekundärer Art und nicht unmittelbar beabsichtigt.

Hiller war demnach ein trefflicher Lehrer der Musik, ein Künstler, — nicht ein eigentlicher Erzieher, noch nicht ein Menschenfreund im philanthropistischen Sinne. Sein Verdienst ist es, die Schul-

---

[14]) Exempel-Buch 3.

[15]) Dieses und die nächsten kurzen Zitate aus der Vorrede zur „Kurzen und erleichterten Anweisung zum Singen.“

[16]) A. a. O. S. 867.

musik von engen Zwecken befreit und auf eigene Füsse gestellt und der musikalischen Bildung ein breites, in sich geordnetes und gesichertes Fundament gegeben zu haben. Daneben ist ihm aber auch ein hohes Mass pädagogischer Begabung im modernen Sinne zuzusprechen, wie der Inhalt seiner Lehrbücher dartut.

Eine Erfahrung, die heutzutage ebenso wie damals immer wieder gemacht wird, nötigt Hiller zu der Mahnung[17]): „Hüten Sie sich vor dem bey Erlernung der Musik sehr gewöhnlichen Fehler, dass über die Vorkenntnisse zu flüchtig weggeeilt wird, um nur bald zu practischen Uebungen zu kommen, die dann immer auch höher unternommen werden, als dienlich ist. Das verschafft dem Reiche der Musik nichts als Stümper."

„In den italiänischen Schulen wird länger als ein Jahr blos solmisirt, das ist, mit Buchstaben, und den guidonischen Sylben gesungen. Auch die Lehrer in deutschen Schulen, müssen mit diesem Unterrichte nicht zu sehr eilen, da er der Grund ist, worauf alle andern musikalischen Kenntnisse gebaut werden müssen[17a])."

Das Verweilen bei den Elementen, die schrittweise Uebermittelung des Verständnisses, die planmässige Uebung und die sorgfältige Berücksichtigung des geistigen Standpunktes des Schülers, — das alles ist charakteristisch für Hillers Methode des Unterrichts. „Man lasse den Scharfsinn des Schülers selbst arbeiten, und lege ihm Nichts zu blosser Gedächtnissübung vor."

Seinen Regeln und Lehrsätzen stellt er überall Beispiele zur Seite, der überwiegenden Zahl nach kleine musikalische Kunstwerke aus seiner Feder. Erst nach Beendigung des keineswegs trockenen Elementarkursus geht es ans Studium von Chorälen, Arien, Kanons usw.

Die einzelnen Abschnitte des Lehrbuchs, — Treffen, Takt, Vortrag, — bringt er zwar nacheinander, überlässt es aber dem Lehrer, „eins oder das andere so lange zurück zu behalten, bis er es für dienlich erachtet, dem Schüler ebenfalls mitzuteilen." Besonders bezieht sich dies auf das Verhältnis zwischen der etwas umfangreichen Trefflehre und der infolgedessen „zu weit zurückgeschobenen Lehre vom Takte."

Sein Verfahren ist rein synthetisch. Er führt die Tonelemente der Reihe nach vor, gewöhnlich erst nach einigen belehrenden Sätzen; dann wendet er sie in Uebungen und kleinen Stücken an.

Mit besonderer Gründlichkeit ist Hiller bei der Abfassung der Trefflehre zuwege gegangen. Als Vorbild konnte ihm hierbei nur dienen: Joh. Crüger, Der rechte Weg zur Singkunst, Berlin 1660.

Seitdem hat niemand wieder diesem Kapitel der Gesanglehre eine solche Wertschätzung angedeihen lassen, ihm soviel Fleiss zugewendet.

---

[17]) In der (Fussnote[15]) erwähnten Vorrede.

[17a]) Anweisung zum musikalisch-zierlichen Gesange, Vorrede XXIX.

Während der genannte Gesangmeister des 17. Jahrhunderts aber die „Secunda, Tertia“ usw. bis zur „Octava“ in ununterbrochener Reihe behandelt, wendet sich Hiller nach einleitenden Skalenübungen zuerst zur Terz, Quinte und Oktave; dann erst kommen Quart, Sext, Septime und die eine Oktave überschreitenden Intervalle an die Reihe.

In der „Kurzen und erleichterten Anweisung“ bringt Hiller die Oktave erst nach der Septime, was nicht anders zu erklären ist, als dass er hierbei an ganz jugendliche Stimmen denkt, für die jenes Intervall etwa noch zu schwer ist.

Die Anforderungen, die er schliesslich an vorgeschrittene Sänger stellt, sind keine geringen. Das Treffen der Quinte und Sexte wird steigend und fallend[18]) verlangt. Auch in der erleichterten Anweisung finden sich Uebungen bis zur Undezime. Aber auch die verminderten und nach der alten Auffassung schwer zu singenden übermässigen Intervalle fehlen nicht. „Das Intervall der übermässigen Secunde f-gis, und umgekehrt gis-f muss ein Sänger, sogar ein Chorsänger, heutiges Tages rein und sicher intoniren können[19]).“

Immer gibt Hiller Hilfsmittel zur Bewältigung der Sprünge; die grösseren Intervalle lässt er mit Hilfe kleinerer gewinnen, wobei die Terz als Stütze ganz besonders bevorzugt wird. Nur am Anfange dienen Sekundenfolgen, wie sie die jeweilige Skala bietet, als Brücke. „Des Mittels, übersprungene Töne in Gedanken mitzusingen, muss sich ein Sänger, der sicher treffen lernen will, fleissig bedienen[20]).“

Ueber die Lage der Halbtöne, über die Unterschiede zwischen grossen, kleinen, verminderten und übermässigen Intervallen muss der Schüler stets im klaren sein; ebenso verlangt er eine genaue Bekanntschaft mit den Dur- und Moll-Tonarten und „eine fleissige anhaltende Uebung in denselben.“

Die dominierende Bedeutung des tonischen Dreiklangs für den Treffgesang würdigt er schon. Grundton, Terz und Quinte bilden den „harmonischen Dreyklang“ und „machen mit Beyfügung der Octave den reinen Accord aus, der die kurze Darstellung aller Tonarten und Tonartsleitern ist[21]).“ Freilich fehlt es noch an einer konsequenten Berücksichtigung dieses Prinzips, wofür aber ebenso wie für die übrigen Schwächen die Abhängkeit von der Tradition und vom Zeitgeist, namentlich aber die immer noch bestehende Verquickung mit dem kunstmässigen Sologesang als Erklärung dient.

---

[18]) Die Theoretiker des strengen Satzes, wie Zarlino und Fux, gestatten dem Komponisten abwärts gehende Sprünge in der Regel nur bis zur Quinte. In der Tat ist schon die reine Quinte, wenn sie unvermittelt auftritt, schwer zu treffen.

[19]) Kurze und erleichterte Anweisung 16.

[20]) Ebenda 19.

[21]) Ebenda 27. — Tonartsleitern = unsere transponierten Tonleitern; Tonleitern (bei Hiller) = die sieben Oktavgattungen.

Auf das letztere deutet u. a. die häufige Verwendung von Sequenzen, das Fehlen von Uebungen für die Prime und die zu frühe Behandlung der chromatischen Tonleiter hin; mit Bezug auf diese hält er eine Folge von höchstens fünf oder sechs Tönen für zulässig. „Das geschwinde Durchlaufen der ganzen Scale ist ein Hokuspokus der Clavierspieler, das keinem anderen Instrumentalisten, noch weniger einem Sänger, nachzumachen gelüsten wird."

Dass er von allen Skalen zuerst die „Tonleitern" d. h. die Oktavgattungen vorführt, entspricht der damaligen Auffassung vom Tonsystem.

Die Lehre vom Takt krankt an der alten systematischen Häufung des Stoffes. So werden in einem Paragraphen sämtliche geraden Notenwerte von der 𝅝 bis zur 𝅘𝅥𝅰 behandelt, im folgenden alle entsprechenden Pausen.

In diesem Abschnitte treten auch Uebungen erst nach völliger Erledigung der Theorie auf.

Hillers Art[22]) rhythmisch zu zählen und zu taktieren erscheint zwar jetzt veraltet, hat aber auf der Elementarstufe noch heute eine gewisse Berechtigung. „Jeder einzelne Tactteil muss (unbekümmert um die Vorzeichnung) immer nur mit eins, eins, eins gezählt werden." Demnach wurde jede Halbe mit „eins, zwei," jeder Dreiviertelwert mit „eins, zwei, drei" usw. ausgezählt, während von zwei Achteln nur das erste ein „eins" bekam.

Beim Taktieren unterscheidet er nur eine abwärts- und eine aufwärtsgehende Bewegung der Hand (Thesis und Arsis). Im vierteiligen Takte werden die Werte der beiden ersten Taktteile je durch einen Niederschlag, die der letzten beiden durch Aufschläge bezeichnet; im dreiteiligen Takt beschränkt sich die aufwärtsgehende Bewegung auf die Noten oder Pausen des letzten Taktteils.

Der Teil, welcher die Rythmik betrifft, mag uns heut dürftig erscheinen; zu Hillers Zeit musste er mit seinen acht Paragraphen schon als ziemlich ausführlich gelten, weder vorher noch nachher bis zu Nägeli wird er mit gleicher Ausführlichkeit behandelt.

Auf Rechnung des Zeitgeschmacks zu setzen ist es, wenn er der Verdeutschung der italienischen Kunstausdrücke ablehnend gegenübersteht, welchen Standpunkt er übrigens ganz vernünftig begründet. „Zu geschweigen, dass ein p, f, mf, unter den Noten deutlicher in die Augen fällt und einfacher ist, als schw, st, hst, ist es billig, dass man der Musik ihre eigene Kunstsprache lasse, da alle Künste und Professionen dergleichen haben[23])."

Zu den italienischen Tempo-Bezeichnungen bemerkt er noch: „Sie sind nur ein ungefährer Wink zum richtigen und guten Vortrage; den eigentlichen Grad der geschwinden oder langsamen Be-

---

[22]) Sie findet sich auch bei G. P. Weimar (s. unten S. 45).

[23]) Kurze und erleichterte Anweisung S. 76.

wegung muss das Gefühl aus der Beschaffenheit eines musikalischen Stückes abstrahiren[24]).“

Gegen zu starke Tonbildung zieht er ebenso ins Feld wie gegen Monotonie im Ausdruck. „Man muss auch in Chören nicht den äussersten Grad der Stärke anwenden, damit man gelegentlich gewissen Worten und Tönen, durch Verstärkung der Stimme einen Nachdruck geben könne.“

Im übrigen „sind Deutlichkeit und Reinigkeit die Haupteigenschaften des guten Vortrages[25]).“ Vor allem wünscht er eine lautreine Aussprache. „Man muss erst gut sprechen lernen, ehe man gut singt, so wie man erst gehen lernt, ehe man zu tanzen anfängt[25a]).“ „Dazu gehört, dass man die Vokale und Doppellaute rein und auf eine dem Gesange bequeme Weise, die Consonanten deutlich, d. i. mit gehöriger Unterscheidung der harten und weichen zu sprechen wisse.“ „Mit den Consonanten in der Mitte und am Ende eines Worts muss man sich in Acht nehmen, dass man sie nicht zu zeitig hören lässt, und dadurch den Ton, der stets über dem Vocale völlig ausdauern muss, abkürzt; alle Consonanten, selbst wenn sie doppelt stehen, müssen mehr zum folgenden als vorhergehenden Tone genommen werden. Die Vocale spreche man rein, besonders a, i, und u; mit e und o muss man sich hüten, dass man das erste nicht zu scharf und spitz, besonders am Ende des Worts, und das andere nicht zu dunkel und tief spricht. Die Doppelvocale schlinge man nicht so ineinander, als man im Lesen gewohnt ist; sondern man halte den Ton über dem ersten Vocale aus, den man ungestraft in ein a verwandeln kann, wenn es auch ein e wäre[26]).“ Dass Hiller auch für eine angemessene Oeffnung des Mundes, eine lebhafte Bewegung der Lippen und richtige Atmung[27]) eintritt, versteht sich wohl von selbst. Das Kapitel der eigentlichen Atemgymnastik ist durch Halte- und Schwelltöne vertreten.

Als Text beim Absingen der Uebungen dienen Buchstaben, die Graunschen Silben[28]) und das a. Von den Silben sagt er in seiner Anleitung zum musikalisch-richtigen Gesange: „Sie haben den Vortheil, dass alle Vocale, auch die wohl zu unterscheidende harte und weiche Consonanten darinne vorkommen.“

---

[24]) Ebenda S. 77.

[25]) Ebenda S. 53. [25a]) Anw. z. mus.-richtig. Gesange S. 25.

[26]) Kurze und erleichterte Anw. S. 54.

[27]) Ebenda S. 57: (Gekürzt.) Atem kann nicht genommen werden: 1. mitten im Wort; 2. „wo ein Artikel, ein Adjektivum, ein Pronomen von seinem Substrativo oder Verbo getrennt würde“; 3. nach dem schlechten Taktteile; 4. zwischen einem Vorhalt und seiner Auflösung. Dagegen ist es erlaubt zu atmen: 1. während der Pausen, 2. wo im Text ein Komma, Semikolon oder anderes Interpunktionszeichen steht, 3. wo der Sinn Einschnitte gestattet, 4. in der Regel nach guten Taktteilen und langen Noten.

[28]) Siehe oben S. 33.

Einen wesentlichen Bestandteil der Lehre vom Vortrag bildet nach der Gepflogenheit der Zeit das Kapitel über die Manieren oder Verzierungen. Recht beachtenswert ist endlich eine Abhandlung über die Haupt-Kunstformen: Choral, Chor, Arie und Rezitativ.

Nachdem Hiller schon an die Taktlehre fünf „zweistimmige Exempel, zur Uebung im Treffen und im Tacte" angeschlossen hat, bringt er am Schluss der „Kurzen und erleichterten Anweisung" „zum Vergnügen und zur Uebung einige neue Choralmelodien, nebst einigen kleinen Chorarien," vierstimmig für gemischten Chor.

Die Composition dieser mehrstimmigen Sätze und der in den Anweisungen zerstreut enthaltenen Stücke ist Hillers eigene Arbeit. Er berücksichtigt nur die vier üblichen Stimmgattungen; daher gibt es bei ihm weder drei- noch vierstimmige Gebilde für gleichartige Stimmen.

Hillers Anweisungen enthalten demnach alles für den Gesang-Unterricht Notwendige in volkstümlicher Darstellung unter Beigabe von stufenweise geordneten Uebungen und Chorgesängen, so dass diese Werke bei allgemeiner Verbreitung und fleissiger Benutzung einen heilsamen Einfluss auf das deutsche Gesangwesen im allgemeinen und den Schulgesang im besonderen hätten ausüben können. Sie füllen die Lücke aus, die schon Marpurg empfand und im Vorbericht zu seinen „Historisch-kritischen Beiträgen"[29]) folgendermassen schildert: „Noch fehlt es uns an einer Anweisung zur Singkunst; denn diejenigen Blätter, worinnen nichts weiter als die Abecedierung oder die Solmisation und die Zeichenlehre vorgetragen wird, darf man wohl nicht mit diesem Titel beehren. Da würde sich unstreitig ein geschickter deutscher Sangmeister um die Welt verdient machen, seine nach den besten Welschen der Zeit eingerichtete Methode derselben mitzutheilen, und seine Landsleute durchgehends in den Stand zu setzen, sich nach und nach von dem Vorwurf des Brüllens, den ihnen hochmütige Ausländer machen, zu befreyen."

Dieses Verdienst, das Marpurg für sich in Anspruch zu nehmen vergebens sich bemühte[30]), erwarb sich Hiller wie kein anderer.

Ebenso willkommen mussten der musikalischen Welt die übrigen zahlreichen Gaben unseres Liedervaters sein, von denen für die Jugend in erster Linie die Kinderlieder, dann aber auch sein Choralbuch in Betracht kommen.

Die ersteren, für einstimmigen Gesang mit obligater Klavierbegleitung komponiert, dienen durchaus erziehlichen Zwecken; es sind die 71 „Lieder für Kinder" zu den Texten Chr. F. Weisses 1769, ferner „50 geistliche Lieder für Kinder" 1774 und die 27 Lieder aus dem „Kinderfreund" 1782. Auch dem Wiegenliede hatte sich Hiller

[29]) Berlin 1754, 1. Bd. 1. Stck. S. II.

[30]) Siehe Fussnote 3.

in der „Sammlung kleiner Klavier- und Singstücke", Leipzig 1794, zugewandt. Viele seiner Lieder haben sich weit verbreitet, wie das bekannte „Morgen, morgen, nur nicht heute[31])." Aber auch von seinen anspruchsvolleren Singspielliedern haben einige ihren Weg in die Schule gefunden, darunter „das erste volkstümliche Lied der ganzen Periode"[32]): „Ohne Lieb und ohne Wein", aus den „Verwandelten Weibern", das mit dem Text: „Ohne Sang und ohne Klang," bald in viele Schulbücher[33]) des 19. Jahrhunderts überkommen ist und noch jetzt gern gesungen wird.

Sein Choralbuch (Leipzig 1793) hat trotz vieler Schwächen schnelle[34]) und allgemeine Verbreitung gefunden, sogar bis weit ins 19. Jahrhundert hinein[35]) und dürfte von Kantoren und Lehrern auch in der Schule benutzt worden sein.

Hillers Kompositionen in seinen Anweisungen weisen nicht gerade Neues oder Eigenartiges auf. Es sind reife Arbeiten im polyphonen Stil, der wohl immer noch allein der Schule für würdig befunden wurde. Die Schulmusik stand noch ganz im Banne der Kirchenmusik; der einstimmige Gesang beschränkte sich auf Choräle. Daher sucht man in Hillers Lehrbüchern vergebens nach einem Hinweis auf seine weltlichen Kinderlieder. Gerade diese aber sind trotz ihrer Abhängigkeit vom Basso continuo musikgeschichtlich von grösstem Interesse. Sie stellen einen frühen, vielleicht den ersten Versuch dar, der Jugend einstimmige, melodisch und rhythmisch reizvolle Gesangkompositionen zu bieten im Gegensatz zu den immer kontrapunktisch gearbeiteten Figuralgesängen und den der Rhythmik entkleideten Choralmelodien. Damit dringt die erste Welle der Nuove Musiche in die Tonwelt des Kindes und — wenn auch noch nicht offiziell — in den Gesang der Schule ein.

Nach Bernhard Seyferts Untersuchungen[36]) ist der Ertrag dieser selbständigen Lieder zwar gering, da die Kompositionen nicht von dem Gedanken, „der naiven kindlichen Freude musikalisch Ausdruck zu verleihen", beherrscht werden, sondern von einem „musikalisch lehrhaften Geist, der durch die trockenen, moralisierenden Texte nur noch verstärkt wird."

---

[31]) Hiller, Lieder für Kinder, 2. Aufl., Leipzig 1775, S. 104.

[32]) Seyfert 37; Peiser 45; E. Hentschel, Choralbuch, Weissenfels 1840, Vorwort.

[33]) Wohl mit am frühesten bei Zarnakk 1819, I 23.

[34]) Der Choralgesang an der Schule zu Torgau wurde seit Oktober 1793 in Kirche und Schule nach dem „höchsten Orts confirmirten" Choralbuche von Hiller ausgeführt. (Taubert 23.)

[35]) Carl v. Winterfeld schrieb am 25. April 1848 an das Konsistorium der Provinz Sachsen: „Von den Choralbüchern des 18. Jahrhunderts ist nur eins derselben, das Hillersche, noch im Gebrauch." (Min. D. IV.) — Vgl. auch Jakob 93.

[36]) Seite 47. — Vgl. auch Kretzschmar 263.

Nach ihrem Vorbild haben aber die Komponisten der Berliner Schule[37]) eine so reiche Tätigkeit auf dem Gebiete des Kinderliedes entfaltet, dass auch diese Einwirkung Hillers als fruchtbringend zu bezeichnen ist.

Auch das gewiss richtige, absprechend lautende Urteil Max Friedlaenders über die Kinderlieder Hillers (und Walders) ist vom heutigen Standpunkt aus gefällt, der nach der durch Silcher und Erk verursachten Renaissance des Volksliedes aber von dem der damaligen Zeit himmelweit verschieden ist. Gerade die Jugend in Haus und Schule war damals für unsere Begriffe recht wenig verwöhnt; das beweist die weite Verbreitung der vielfach unbedeutenden Kompositionen Hillers und Walders. In dichterischer Hinsicht war man vielleicht noch anspruchsloser[38]); selbst Erwachsene bezeugten den „unausstehlich moralisierenden, ledernen Texten" gegenüber immer noch ein gewisses Mass von Hochachtung[38a]).

Wie Hillers Zeitgenossen über seine Lehrbücher urteilten, ersehen wir aus der Vorrede zu den Uebungsexempeln G. P. Weimars, worin sie weit über alle übrigen von „Petri, Marburg, Wolff, Walther" usw. gestellt werden.

Rochlitz[39]) hielt sie für die „ersten, grossenteils genügenden Lehrbücher über diese Gegenstände und auch die besten, bis auf die letzten Jahre." Insbesondere bewertet er sie erheblich höher, als die damals noch berühmte Singschule von Tosi samt Agrikolas Kommentar dazu. „Hillers Lehrbücher sind, in Absicht auf die Materie, vollständiger, in Absicht auf die Form, weit bestimmter, deutlicher, ordentlicher; seine Beyspiele, gewählter und geschmackvoller."

---

[37]) Siehe unten S. 75 f. — Vgl. auch Kretzschmar 233, wo sich u. a. die treffende Bemerkung findet: „Die Berliner Schule rückt mit in die Reihe der grossen pädagogischen, auf Menschenverbrüderung und Menschheitserziehung gerichteten Bestrebungen ein, die dem 18. Jahrhundert eigen sind, sie schlägt die Brücke zu Pestalozzi, Basedow, Herder und Schiller."

[38]) Dafür spricht die Beliebtheit des Mildheimischen Liederbuches, das mit seinen oft banalen Liedern für alle Stände und Lebenslagen noch 1817 in „neuer vermehrter und vebesserter Auflage" erschien.

[38a]) Wie hätte es sonst Dr. Grosheim noch im Jahre 1831 wagen dürfen, in einem seiner Liederkränze z. B. dem für gemischten Chor gesetzten Choral „Vom Himmel hoch" die Worte:

„Ich will mich ganz der Tugend weihn.
und meiner Lehrer Freude seyn.
Kein Tag des Lebens geh' vorbei,
dass ich nicht weiser, besser sey"

unterzulegen mit der bezeichnenden Ueberschrift: „Pflichten gegen die Lehrer." Und von solchen Gebilden wimmelt es in der zwei Hefte starken Sammlung — die als eins der letzten Dokumente einer Zeit anzusehen ist, in der die Autoritäten absolut herrschten und blinde Pflichterfüllung dort, wo die Göttin Vernunft noch nicht den Thron bestiegen hatte, als oberstes Lebensprinzip galt.

[39]) Allg. musikal. Zeitung, Leipzig 1804, Nr. 51, S. 870.

Auser den Lehrbüchern Hillers standen in jener Zeit den Gesangstudierenden noch die theoretischen Werke von Telemann, Quantz, P. E. Bach, Tosi, Marpurg und Abt Vogler zur Verfügung[40]). Jedoch wurden allesamt durch den besagten Mangel an „hinlänglichen Exempeln“ und die geringe Rücksichtnahme auf den Schulunterricht von Hillers Werken weit in den Schatten gestellt.

Trotzdem fühlte sich der Kantor und Musikdirektor Georg Peter Weimar 1795 veranlasst, einen „Versuch kurzer praktischer Uebungs-Exempel allerley Art für Schüler die im Gesänge zum sogenannten Notentreffen oder vom Blattsingen angeleitet werden sollen“ (in Leipzig bei Breitkopf) herauszugeben. Er nennt das Buch selbst „ein Pendant zu Hillers kürzeren und erleichterten Singeanweisung“ und versichert, es lange vor Hillers grosser „Anweisung“ entworfen und beim Unterricht in Trivialschulen benutzt zu haben.

Seine Treffübungen sind reine Intervallübungen, beginnend mit der Sekunde und in ununterbrochener Reihenfolge fortgeführt bis zur Oktave. Das, was Hiller dem Lehrer überlässt, die Verbindung von rhythmischen Uebungen mit Treffübungen, führt Weimar aus. Dagegen fehlt die Berücksichtigung des Dreiklangs als Basis des Treffens. Von seinen beigegebenen mehrstimmigen Uebungen gehört ein grosser Teil dem damals beliebten Genre des Kanons an. In geringer Zahl ist die unbegleitete zweistimmige homophone Uebung mit Text (S. 21 ff.) und als einzelnes Gebilde ein begleitetes zweistimmiges Lied (Ein junges Lämmchen, S. 49.) vertreten.

Ueber die Bedeutung von Walders „Anleitung zur Singkunst“, die sich von der Schweiz aus auch in Norddeutschland verbreitet hatte, soll weiter unten gehandelt werden.

Der praktische Erfolg von Hillers Gesanglehre machte sich zunächst auf der Bühne bemerkbar. An dieser Pflegstätte des italienischen Gesanges konnten sich nun auch deutsche Sänger und Sängerinnen hören lassen.

Bei den noch vielfach ungeordneten Verhältnissen in der Schule und der wenig künstlerischen Auffassung der Schullehrer von dem Gesange war die Wirkung der Hillerschen Anweisung weniger zu verspüren[41]).

Eine Ausnahme machten die mit einem Alumnat verbundenen Gymnasien, vor allem die Thomasschule in Leipzig, deren Kantor Hiller von 1789 bis 1800 war. Das Institut war schon unter seinem

---

[40]) In „Quantzens Versuch“ und C. P. E. Bachs „Versuch über die wahre Art das Klavier zu spielen,“ Leipzig 1787, enthalten die Kapitel „Vom Vortrage“ auch den Gesang angehende wichtige Bemerkungen.

Auch die Lehren bedeutender Sänger mögen sich damals verbreitet haben. Bekannt war der Ausspruch des Kastraten Gasparo Pacchiarotti, der bis zum Jahre 1792 öffentlich auftrat: Respirate ben, mettete ben la voce, pronunciate chiaramente! (Euterpe 1850, S. 49.)

[41]) Vgl. unten S. 74.

Vorgänger Joh. Friedr. Doles, der die Musik von 1756 bis 1789 leitete, zur Blüte gelangt.

Hiller, mit den reichsten Fähigkeiten ausgestattet, „hochachtungswerth auch als Mensch[42])“, hatte schon während dieser Zeit Proben seiner Lehrtüchtigkeit und seines organisatorischen Geschicks gegeben. Seine oben erwähnte Singanstalt hatte er 1776 zu einem förmlichen Konservatorium erweitert und die Abonnements-Konzerte als Concerts spirituels nach Pariser Muster weitergeführt. Auch die Direktion der neu eröffneten Gewandhauskonzerte von 1781—1785 trug nicht wenig zu seinem Ruhme bei. Obgleich er nun durch diese Tätigkeit sowie durch seine Singspiele eine ausgesprochene Neigung für die weltliche Musik bekundet hatte, übertrug man ihm doch nach Doles' Rücktritt als dem für dieses Schul- und Kirchenamt geeignetsten Musiker unbedenklich das Kantorat.

Bis zum Jahre 1792 gab er ausser dem Unterricht in der Musik auch die zum Kantorate gehörigen grammatikalischen Schulstunden. Seiner rastlosen Arbeit gelang es, den Singechor der Anstalt zu einer mustergültigen Institution zu entwickeln. Er verstand es, seine Schüler für die vorzüglichsten Kompositionen auch älterer Zeit zu begeistern[43]), und nahm sich jedes talentvollen Schülers noch besonders an.

Der harten, klösterlichen Zucht machte er ein Ende; manche Erleichterung wurde den Alumnen zuteil, die bis dahin unter unvernünftiger Strenge zu leiden hatten[44]). Dafür hingen sie mit Liebe und Verehrung an ihm, und ihr Eifer machte es ihm möglich, sie auch für die Instrumentalmusik in einem Masse zu gewinnen, das noch heut unsere Bewunderung erregt. Zeugnis davon gibt ein Brief Hillers an Gerber, worin er u. a. schreibt: „Kommen Sie doch zu uns, dass ich Ihnen das letzte, aber grösste Werk Mozarts, sein Requiem, von meinen Schülern aufgeführt, kann hören lassen. Wundern würden Sie sich, wenn Sie meine Trompeter, Pauker, Waldhornisten, Oboisten, Clarinettisten, Fagottisten, Geiger und Bassspieler, alle in schwarzen Röcken, sähen, wobei ich immer noch einen Chor von vierundzwanzig Sängern übrig behalte; sogar die Posaunen werden jetzt in der Kirche geblasen. Zu meiner grossen Freude muss ich noch sagen, dass die, welche blasende Instrumente treiben, die Gesündesten unter allen sind[45]).“

Selbst für den regulären Kirchendienst belief sich die Zahl der Instrumentalisten auf mindestens 23 unter 56 Alumnen[46]).

---

[42]) Allg. mus. Ztg. wie oben, S. 867.

[43]) Wahrscheinlich mit Ausnahme derjenigen von Seb. Bach, denen er selbst verständnislos gegenüberstand.

[44]) Lampadius 48.

[45]) Pfarrer Stierlin im Neujahrsstück, Zürich 1879, S. 10 f.

[46]) Berlinische Musikalische Zeitung, 8 Stück, 1793 S. 29.

Hiller konnte jetzt das ganze städtische Orchester mit Thomanern besetzen[47]). Selbstverständlich spannte er dadurch seine eigenen Kräfte und die seiner Schüler aufs äusserste an; denn mit regstem Eifer stand er seinem Lehrfache vor, und den Gesang liess er dabei nie zu Schaden kommen. Hierdurch zog er sich jedoch das Uebelwollen seines Rektors Fischer zu. Dieser sah mit wachsendem Missfallen, wie Hiller seine Schüler auch zu weltlichen Gesangaufführungen heranzog. „Obwohl der Musik keineswegs abhold, trat er einer solchen Ueberbürdung mit Entschiedenheit entgegen und wollte nicht dulden, dass durch fremdartige Dienstleistung die wissenschaftliche Arbeit der Alumnen über Gebühr beeinträchtigt würde[48]).“

Gegenüber derartigen Vorhaltungen vertrat Hiller unter Hinweis auf die Tradition der Thomasschule und die Absicht ihrer Stifter [48a]) energisch seinen Standpunkt als Cantor und Caput seminarii musici gegenüber dem des Rektors als Caput scholae. Dass diese Misshelligkeiten einen Dämpfer auf Hillers Berufsfreudigkeit setzten und für seinen Gesundheits- und ohnehin zur Hypochondrie neigenden Gemütszustand nachteilig einwirken mussten, liegt auf der Hand.

Nach kaum zwölfjähriger Tätigkeit trat er von seinem Amt zurück, und der nun beginnende Verfall[49]) ist ein Beweis dafür, dass die Leistungen des Thomanerchors auf der Tüchtigkeit des Kantors und der Tatkraft und Unbeugsamkeit seiner Persönlichkeit beruhten. Dieser Vorzug hat, wie auch Richard Sachse zugibt, bei der seit Jahrhunderten fast ununterbrochenen Folge bedeutender Kantoren dem Gesanginstitut „einen in Deutschland allein dastehenden Ruf verschafft“ und bis auf diesen Tag bewahrt.

Aus Hillers eigener Darstellung[50]) ersehen wir, was er sich selbst zum Verdienste anrechnet. Seine Schüler haben Fortschritte in der Vokal- und Instrumentalmusik gemacht. „Deutsche Motetten und Hymnen sind (in der Kirchenmusik) an die Stelle der lateinischen getreten, die wenige verstanden. Verbesserung des Choralgesanges hat mir immer sehr am Herzen gelegen.“

So begegnet uns in Hiller ein Pädagoge, der die musikalischen Anlagen seiner Zöglinge aufs herrlichste zu entfalten und der Musik

---

[47]) Spitta, Bach II 153.

[48]) Peiser 100.

[48a]) Hiller selbst (Allg. musikal. Ztg., Leipzig 1813, S. 61.) bezeichnet die Thomasschule als Schola musica im Gegensatz zur Nikolaischule, der Schola Latina.

Doch sollte die Beschäftigung mit der Musik nicht die wissenschaftliche Ausbildung der Alumnen zurückdrängen, wie wir aus seiner Klage (a. a. O. S. 67) ersehen:

„Würden nur unsere Sänger nicht durch so viele Kirchendienste und andere Plackereien vom Studiren abgehalten und ruinirt!“

[49]) Vgl. Peiser 100.

[50]) Allg. mus. Ztg., Leipzig 1813, S. 67.

als Kunst im öffentlichen Leben wie in der Schule Geltung zu verschaffen verstand, ohne sich mit den Gesetzen der Erziehung in Widerspruch zu setzen. In der Art und Weise, wie er die Fürsorge für die Interessen des Zöglings aufs glücklichste mit denjenigen der Anstalt und der Fortentwicklung der Musik zu verbinden wusste, ist er für alle Zeiten vorbildlich. Von seinem gesangpädagogischen Verdienst im besonderen war oben die Rede.

Unter seinem Nachfolger August Eberhard Müller war ein Rückgang der Leistungen des Thomanerchors schon nach kurzer Zeit zu bemerken, und zwar nach Peiser hauptsächlich infolge des neu ausbrechenden Streites zwischen Kantor und Rektor, bei welchem der erstere entschieden unterlag. So folgte Müller 1810 gern einem Rufe als Grossherzoglicher Kapellmeister nach Weimar, worauf der vortreffliche Schicht die musikalische Leitung des Instituts fortführte.

Jetzt ist es Zeit, die Blicke von der Leipziger Musteranstalt auf die übrigen Erziehungsschulen zu lenken. Wie stand es bei diesen um Musik und Gesang?

Aehnlich wie an der Thomasschule lagen die Verhältnisse an der Dresdener Kreuzschule.

Karl Held und F. Ed. Gehe[51]) machen über die Zeit gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts ausführliche Angaben.

Darnach bestanden 1792 „zwei Schulordnungen: Alumnen und Kurrendaner". „Die Alumnen,[52]) 36 an der Zahl, genossen (damals) ausser der Wohnung im Schulhause, Mittag- und Abendkost, Heizung im oberen Hörsale unentgeldlich. Für den Unterricht bezahlten sie Jedem ihrer Lehrer aller 14 Tage ein vom Alters her festgesetztes Quantum von der Einnahme ihres wöchentlichen Chorsingen, von welcher auch jedem einzelnen Currendaner[53]) wöchentlich 4 Groschen aufgehoben und in einem besonderen Buche eingetragen wurden. Bei seinem Abgange erhielt er den Betrag dieser Ersparnis ausgezahlt, wovon er einige Zeit auf der Academie leben konnte."

Die äussere Aufgabe des gesamten Chors war, „bey den verschiedenen Arten des Gottesdienstes in der Creutz-, Frauen- und Sophienkirche das Singen und Anfangen der Lieder zu verrichten"[54]) und die sonstige Kirchenmusik und Festmusik in der Kreuzschule zu stellen. Dazu kam „das Singen auf den Strassen und in den Häusern, als Wagenbegleiter bei Leichenconducten usw.", das Auftreten „als Choristen bei theatralischen Vorstellungen und Concerten". Die dienstliche Verpflichtung, als Chor der Dresdener Hofoper zu fungieren, gab den Schülern Gelegenheit, u. a. unter A. Hasse und C. M. v. Weber

---

[51]) F. Ed. Gehe, Die Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten in Dresden. Dresden und Leipzig 1845: I. Die Kreuzschule.

[52]) Ebenda, § 4: Aus dem Bericht des Rektors Olpe vom Jahre 1792.

[53]) Die Kurrendaner hatten den Unterricht unentgeltlich.

[54]) Dr. 1.

die bedeutendsten Erzeugnisse der musikalisch-dramatischen Kunst kennen zu lernen und sich an ihrer Darstellung, zum Teil auch solistisch, zu beteiligen. Diesem reichen musikalischen Programm gegenüber richteten auch hier die Rektoren ihr Bestreben darauf, die wissenschaftliche Bildung allmählich mehr in den Vordergrund zu rücken, und wie in Leipzig kam es zwischen den beiden Schulhäuptern zu Streitigkeiten. Trotzdem gedieh gerade in dieser Zeit das Singinstitut; unter G. A. Homilius, der von 1755 bis 1785 das Kantorat innehatte, erreichte es seinen Höhepunkt. Auch unter seinem Nachfolger Chr. E. Weinlig blühte es noch eine Zeitlang, so dass Rektor Olpe im Schulprogramm 1792 schreiben konnte: „Fremde, welche das Chor der Alumnen zum erstenmale hörten, glaubten, auch als Kenner, in Vergleichung dieses Gesanges mit auswärtigen Chören sich in eine neue musikalische Welt versetzt". Wie Kantor Weinlig seiner Schaffensfreudigkeit die Zügel schiessen liess, so gab es auch geschickte Zöglinge, welche „Konzerte" (Instrumentalstücke) selbst setzten und zur Aufführung brachten. Andere vereinigten sich wöchentlich in einem Collegium musicum zur Pflege der Vokal- und Instrumentalmusik. Hier hörten sie auch die grössten Meister und Virtuosen ihrer Zeit, die ihnen zum Vorbild und zur Nacheiferung dienen konnten.

Auch in Torgau war der Gesang dank besonderer Fürsorge seitens des Landesfürsten und des Rates in der Stadt jener Zeit noch gut beschaffen, wie das Oster-Programm von 1793[55]) berichtet. Darnach hatten die Chorschüler bei dem Kantor J. Chr. Jäbel theoretischen und praktischen Unterricht „zur meisterhaften Uebung des Figural-Gesanges"; was den Gesangunterricht der anderen Schüler betrifft, so fand ein solcher in den zwei oberen Klassen gar nicht statt, die Schüler der 3., 4. und 5. Klasse wurden im Choral- und Figural-Gesange unterwiesen; privatissime konnten darauf Reflektierende „Unterricht im praktischen Spielen des Claviers, der Violino und Violoncello" erhalten, sowie „Unterricht von musikalischer Composition und von Erfindung und Ausführung der Thematum nach festgesetzten Gründen".

Weit weniger günstig stand es um Lateinschulen, denen nicht die Gunst vielvermögender Gönner blühte. Der Gesang beschränkte sich in ihnen auf die Uebungen des Chores, der sich vielfach ausschliesslich aus den Armenschülern zusammensetzte. Selbst in einer Stadt wie Frankfurt am Main sind schon 1765 die Bestimmungen über die Musik nur unter den „Leges, die armen Schüler betreffend", zu finden. „Die Pauperes sollen ihren Studiis und der Music mit allem Fleiss abwarten und nicht ein gottloss und ärgerliches Leben führen."[57])

Die Darmstädter Schulordnung von 1778 beschränkt den Singunterricht auf die zukünftigen Theologen und ärmeren Schüler.

---

[55]) Taubert 23.
[57]) Vormbaum 554.

In Halberstadt löste man 1774 den Chor vom übrigen Gymnasium ab.[58])

Der Singechor des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums[59]) in Berlin war um das Jahr 1770 „wegen mangelnder Mitglieder seiner Auflösung nahe. Man half sich dadurch, dass man teils Sänger aus fremden Chören heranzog, teils Leute aufnahm, die nur des Chorgeldes und der Freitische aus der Chorkommunität wegen eintraten, sonst aber ausser Verbindung mit dem Gymnasium standen." Von 1798 ab musste der Direktor „alle Subjekte, die sich zur Aufnahme ins Chor meldeten, und nach dem Urtheile des Cantoris qualificirten, wenn es nicht moralische Rücksichten verboten", als Choristen annehmen und nötigenfalls vom Besuche der Lehrstunden dispensieren. „Die Friedrichs-Werdersche Kurrende stand schon seit mehreren Jahren mit dem Gymnasium nur insofern in Verbindung, als ein Lehrer desselben die Rechnung über Einnahme und Ausgabe führte und den Knaben ihre Emolumente zuteilte. Diese Kurrende zählte im Jahre 1800 nur 7 Knaben, deren Führer gewöhnlich ein abgelebter verarmter Handwerker war." Auch diese Kurrende war nach dem Gutachten des Konsistoriums „ein nicht nur ganz unnützes, sondern in mehr als einer Rücksicht schädliches Institut"; die Singechöre wurden als „noch unnützer und schädlicher" bezeichnet, weil sie die Knaben zu Müssiggang und Bettelei gewöhnten". Die gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts aufgenommenen Versuche, den Gymnasiasten Gesangunterricht zu erteilen, scheiterten nach kurzer Dauer, u. a. wegen des „fehlenden Ernstes einiger Gymnasiasten".[60])

In Prenzlau[61]) ging der Chorus symphoniacus in dieser Periode seiner gänzlichen Auflösung entgegen. Die Stellung des Kantors war soweit untergraben, und an Wertschätzung hatte er soviel eingebüsst, dass der Magistrat nach Erledigung des Postens im Jahre 1790 „lange Zeit auf die Wiederbesetzung ganz verzichten zu können glaubte". Der Chor bestand ausser dem Präfekten und Adjunkten aus den Konzertisten, Adjuvanten und Exspektanten, zu letzteren gehörte auch der Pyxiger oder Büchsenträger. Die Leitung der wöchentlichen Uebungsstunden hatte der letzte Kantor dem Präfekten und Adjunkten überlassen. Bald erfuhren die Leistungen des Chors und damit im Zu-

---

[58]) Vgl. unten S. 70.

[59]) Müller 84 f. — Vgl. auch oben S. 12.

[60]) Wie ein Eiland im weiten Meere erscheint es uns, wenn sich ein Bericht von einer Berliner Privatschule (J. Fr. Arendt, Vollständige Nachricht von meiner Schulanstalt, Berlin 1797, S. 3 f) vernehmen lässt: „Herr Paul Gerhard Ziegenfuss gab (an der Arendtschen Schule) wöchentlich zwei Stunden Unterricht im Singen; in einer halben Stunde wurden die Schüler mit den Noten bekannt gemacht, und in der übrigen Zeit lehrte er Arien, Chöre, Motetten und Choräle singen. In der Schulprüfung am 3. März 1797 wurden von dem „musikalischen Drama Saul" von J. G. Rolle „die Diskant- und Altparthien der Chöre, auch einige Arien von den Schülern und Schülerinnen gesungen".

[61]) Prenzlau 176. — Vgl. oben S. 21.

sammenhang die Chorgelder einen so wesentlichen Rückgang, dass 1795 der Singechor auf längere Zeit (bis 1811) zu bestehen aufhörte.

Aus dem allen ergibt sich, dass Kreuz- und Thomasschule eine Sonderstellung[62]) unter den Gymnasien einnahmen, die auf den reichen Stiftungen dieser Anstalten basierte. Das bezeugt auch der Ausspruch Hillers: „Welche Stadt in Deutschland, ausser Dresden, hat etwas, das unserm Alumnäo gleich käme?“[63])

Nur in den sächsischen Fürsten- und Landesschulen und in den zahlreichen süddeutschen und österreichischen Lehranstalten, die mit einem Alumnat verbunden sind, hat der Gesang nie aufgehört. Freilich tritt er dort mehr im Verein mit Instrumentalmusik, wohl auch mit Spiel und Tanz, denn als Chor- oder Sologesang auf.

Ueber mangelnde Singschulen wurde in Württemberg jedoch schon 1775 geklagt.[64])

In den Württembergischen Klosterschulen wurde 1807 der Chor abgeschafft.[65])

Im allgemeinen ist der verwüstende Einfluss des Naturalismus und Rationalismus in der Pädagogik zu verspüren. Wo die Kultur bekämpft und die positive Religion als irrationell verworfen wird, muss notwendig die auf diesem zwiefachen Boden erwachsene Schulmusik mit zugrunde gehen, wenigstens solange ihr nicht von anderer Seite frisches Blut zugeführt wird; die Aufklärung war dazu ausserstande.

---

[62]) Man wird darum Schilderungen, wie die von Hientzsch in der Eutonia, Jahrgang 1827, S. 3 ff., nur mit derselben Einschränkung gelten lassen können; immerhin gibt diese ein anschauliches Bild aus der letzten Blütezeit der Schulchöre, wenn es heisst: „Vor 50—80 Jahren, wo noch viel religiöser und namentlich kirchlicher Sinn unter den Menschen Statt fand, hatte man es sehr gern, wenn sich ein Chor Singeschüler zum Neujahr anmelden liess. Es war ein Ehrentag, und man würde sich für zurückgesetzt gehalten haben, wenn es nicht geschehen wäre. Es gab z. B. in Leipzig Häuser oder Familien, wohin das Chor zwei bis drei Mal kommen musste, und man sah und hörte es jedes Mal gern. Ein solcher Tag oder Abend, wo das Chor zum Singen kam, war nun für die Familie ein wahrer Ehren- und Feiertag. In der Regel wurden Verwandte, gute Freunde und Freundinnen eingeladen und Jedes fand sich zur rechten Zeit ein. Zu der gemeldeten Stunde trat das Chor ein, entweder in einen hübschen Corridor, oder in einen Saal, oder in eine Stube, wo nicht selten auf einem Tischchen schon längst ein Zettel lag, auf dem ein oder zwei Lieder aus dem Gesangbuche, eine oder zwei schöne bekannte Motetten oder Arien von Rolle, Hiller, Homilius, Graun, Doles und Andern aufgegeben standen. Es versteht sich, dass die ganze Familie nebst den gebetenen Freunden bei den ersten Liedern, das Gesangbuch in der Hand, andächtig mitsang. Gewöhnlich hatten die Lieder und andere Stücke, welche gesungen wurden, eine religiöse Beziehung auf irgend ein Familienereigniss, sie waren irgend wodurch einem Mitgliede derselben oder der ganzen Familie überaus theuer und werth geworden. So glich das ganze mehr einer musikalischen Hausandacht.“

[63]) Berlinische Musikalische Zeitung, 8. Stück, 1793, S. 29.

[64]) E. Holzer, Schubart als Musiker, Stuttgart 1905, S. 74.

[65]) Wunderlich, a. a. O. (oben S. 4 Fussnote 21) S. 43.

In den Schulen nach philanthropistischen Grundsätzen existierte die Musik kaum dem Namen nach. In Basedows Philanthropinum in Dessau waren fünf Stunden für „Tanz, Fechten, Leibesübungen und Musik“ angesetzt.

Campe[66]) lässt in seinem Erziehungsplan die Pflege der schönen Wissenschaften zur Bildung des Geschmacks gelten. Für die jüngsten Schüler gab er die „Kleine Kinderbibliothek“, Hamburg 1779, heraus, unter deren musikalischen Beiträgen Joh. Friedr. Reichardts bekanntes Kinderlied „Schlaf, Kindchen schlaf“ zum erstenmale erscheint.

Auch Chr. G. Salzmann erwähnt in seinem Lehrplan für Schnepfenthal die Musik. Doch ist dieser Unterricht nie hervorgetreten, weder durch seine Eigenart noch durch seine Erfolge. Da der praktische Nutzen des Faches nicht offenbar zutage tritt, schenkte man ihm im Einklang mit den von Rousseau übernommenen Grundsätzen wenig Beachtung.

Je mehr die philanthropistischen Lehren Eingang fanden, desto dürrer sah es auf dem Felde der Singkunst aus. Musik hörte man zwar gern; um sie auszuüben, griff man aber lieber zu Instrumenten, als dass man seine Kehle anstrengte. So beschränkte sich der Gesang in der Regel auf die überlieferten Chöre, die zum minderwertigen Anhängsel der Schule herabgesunken waren.

Bezeichnend hierfür ist die Vokation des Kantors Joh. Gottl. Schönfeld in Zittau,[67]) aus der wir folgendes entnehmen:

„Der Kantor hat darauf zu sehen, dass der Chorus symphoniacus in gutem Stande erhalten, oder was zu dessen Besserung dienlich an Hand gegeben und vorgekehret werden möge. Zu dem Ende ist er verbunden, nicht allein mit dem Chor wöchentlich zweimal, und zwar Donnerstags und Sonnabends von 1—2 Uhr, ordentliche Singestunden zu halten und die Choralisten in der Vokal-Musik zu üben, sondern auch junge Sänger anzuziehen und um zu diesem Endpunkte zu gelangen, die obern Brotschüler[68]) aus der 4. Klasse alle Wochen zweimal nach dem Abendgebete in den ersten Gründen der Vokal-Musik zu unterrichten und sie nach der Skala nach Noten singen zu lehren, wie solches sonst geschehen ist. Nichts weniger ist der Kantor verbunden, bei der Distribution des Chorgeldes, sowohl von dem wöchentlichen als dem Neu-Jahr-Singen, zugegen zu sein.

Was nun den Schulunterricht anbelangt, so hat der Kantor als vierter Kollege die ihm zugeteilten öffentlichen Lehrstunden in der andern und dritten, auch nach Befinden in der vierten Klasse fleissig abzuwarten.“

---

[66]) Dr. J. Leyser, Joachim Heinrich Campe, Braunschweig 1877, I 196.

[67]) Dr. Th. Gärtner, Quellenbuch zur Geschichte des Gymnasiums in Zittau, Leipzig 1911, Heft II, S. 206.

[68]) Vgl. unten S. 54.

An der Kreuzschule in Dresden war der Kantor um diese Zeit Quintus[68a]).

Der Kantor nahm im Lehrerkollegium der Lateinschule, also nach aussen noch eine geachtete Stellung ein. In Wirklichkeit war man bestrebt, das Amt zu degradieren oder abzuschaffen. Immer mehr musste sich der Chorleiter der Macht des Schuldirektors beugen, und von den Verwünschungen, welche die Kollegen auf den Chor niederhageln liessen, wird ein Teil wohl auch den Lehrer der Musik getroffen haben. Schuld daran waren die Umgänge mit dem Singechor[69]), an denen jeder Lehrer teilnehmen musste. Die überkommene Sitte verlangte, dass der Gymnasiallehrer, nicht nur der Kantor, die Schüler zu allen Gottesdiensten in die Kirche, bei Begräbnissen und Hochzeiten wohl auch in die Häuser führte, um mit dem Singechor bei der Feier mitzuwirken, wofür ihm dann mit der Darreichung von Geschenken gedankt wurde. „Die Umgänge auf den Strassen führten den Lehrer in Situationen, die bei veränderten Zeitverhältnissen und Anschauungen über die Massen peinlich waren. So wird aus Wittenberg berichtet, dass hier bis zur Besetzung der Stadt durch die Franzosen im Jahre 1806 zweimal im Jahre, zu Weihnachten und Ostern, ein Singumgang stattfand[70])."

Der gleiche Brauch herrschte im Braunschweigischen. In Helmstadt z. B. zog am Gregoriustag die ganze Schule „mit einer anständigen Vokalmusik" durch die Stadt, „das nach Belieben gereichte Geld wurde aequaliter unter die Lehrer geteilt". Erst 1779 weigerte sich der Rektor mit dem Konrektor, an dem „unanständigen" Umzug teilzunehmen, die drei unteren Kollegen waren aber anderer Meinung. Mit dem Einstellen dieses Brauches verschwanden die grossen Schulchöre, und die Lösung der musikalischen Aufgabe verblieb den Gassenchören.

Die Kurrenden behielten grösstenteils ihre überlieferte Organisation bei; sie sangen in Neben-, zuweilen auch in Hauptgottes-

---

[68a]) Vgl. oben S. 7.

[69]) Paulsen, II, 160 f.

[70]) Paulsen sagt darüber a. a. O. weiter: Sämtliche sechs Lehrer der Lateinschule durchzogen mit dem Singchore, zu dem übrigens auch die Studenten gehörten, die ganze Stadt. Wenn der Weihnachtsumgang am zweiten Feiertag von der Kanzel öffentlich abgekündigt und die Gemeinde zur Wohltätigkeit gegen die armen Lehrer, die sich das ganze Jahr mit der rohen Jugend herumplagen mussten, ermahnt worden war, so versammelten sich am dritten Feiertag vormittags elf Uhr die Lehrer in der Wohnung des Rektors und die Choralisten zu gleicher Zeit in dem Zimmer der ersten Klasse, jene wurden mit einem Glas Wein und Christstollen bewirtet, diese mit Bier. Mit dem Schlag zwölf fing man am Rathause an, sang dann zunächst vor der Kapelle und der Wohnung des Generalsuperintendenten und hierauf vor den übrigen Häusern der Stadt. Beim Gregoriussingen fing man schon um neun Uhr an, den ganzen Tag. In den meisten Häusern empfing man einen oder zwei Groschen, vom Rath einen Thaler, vom Rektor der Universität zwei. Den Ertrag teilten am Ende Lehrer und Schüler.

diensten und veranstalteten Wochen- und Sonntags die altgewohnten Umgänge. Zu Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts, als der kirchliche Sinn mehr und mehr schwand, suchte man sich ihrer Aufwartungen als lästiger Betteleien zu entledigen[71]).

Auch in Dresden wird seit etwa 1790 ein Nachlassen des allgemeinen Interesses an den Kurrendsängern verspürt. Die Einnahmen beim Strassensingen vermindern sich von da an um die Hälfte ihrer früheren Höhe. „Man erblickt darin auf einmal eine veraltete Institution". Die Folge war, dass die Zahl der Kurrendaner in wenigen Jahren stark herabging; sie betrug 1792 59, 1798 36, 1808 18.

In Löbau sieht die Kurrendeordnung von 1791 nur 9 Mitglieder vor.

Bemerkenswerte Angaben über den Zustand der Kurrende finden wir im Quellenbuch zur Geschichte des Gymnasiums in Zittau[72]), in welcher Stadt sie wie meistens in Sachsen den unteren Gymnasialchor bildete[73]). „Den Brotschülern fiel seit 1740 die Bestellung der Leichen zu; ausserdem sangen sie, wie der Chor (Ch. symphoniacus) auf den Strassen (1762 im Winter an den drei ersten Wochentagen vorm. 9 Uhr). Der Unterricht der Brotschüler im Gesang fiel im wesentlichen den drei untersten Kollegen zu."

Da aber von diesen „nur einer im Singen zu unterrichten imstande" war, konnte der Gassenchor nur geringes leisten. Ja, am 11. April 1793 beschwerten sich die Deputierten der Bürgerschaft, dass die Kurrendaner „durch ihren unharmonischen Gesang auf den Gassen bei ihrer wöchentlichen Currende die Ohren des Publikums mehr beleidigen als erbauen und sie daher nur wenige Bürger vor ihren Wohnungen singen lassen[74])."

---

[71]) Rautenstrauch 428 f., woher wir noch folgende Notiz entnehmen: Charakteristisch für den Rückgang der Kurrende und Chorgelder sind zwei Freiberger Ratsprotokolle vom Jahre 1773. Das erste lautet: Viele ansässigen Bürger wollen nicht mehr dulden, dass „der Singchor noch die Currendaner" vor ihren Häusern singen. Der Rat ist der Meinung, das dürfe den Sängern niemand verwehren; niemand möge sie aber auch „ganz unbegabt" von sich ziehen lassen. Er lässt deshalb ein Patent gegen die „Renitenten" und erinnert sie noch besonders durch die „Viertelsmeister". Ein weiteres Protokoll verfügt: Die Bürger sollen, da „jedermann von der Kirchenmusik profitieret", die Schüler vor ihren Häusern singen lassen. Der Hausbesitzer hat etwas zu geben, freilich nach Willkür. Den Hausgenossen hingegen steht es frei, etwas zu geben oder nichts zu geben.

[72]) (Wie Fussnote 67) II, 253 f.

[73]) Vgl. oben S. 10, 12.

[74]) Vergleiche damit das „Urteil über die Leistungen der Schulchöre und Kurrenden im 18. Jahrhundert (Abhandlung des ordentl. Lehrers Ungewitter im Programm des Königl. Friedrichs-Collegium zu Königsberg i. Pr. für das Schuljahr 1871/72):

Cur tantis delubra boum mugitibus imples?
Tunc Deum tali credis placare tumultu?

Am 21. August 1795 wurde eine den Kurrendanern erlaubte „Lust im Schülerbusche“, welche zu Ausschreitungen (Verkleidungen und Aufzügen mit Musik durch die Stadt) geführt hatte, vom Rate verboten.

Das Stiftungsbuch der Deputatio ad pias causas verzeichnet übrigens zahlreiche Vermächtnisse für die Brotschüler.

Wie unbequem die Kurrende einer Schule mit geordnetem Betriebe werden konnte, und wie diese danach trachten musste, die unliebsamen Störenfriede loszuwerden, beweist die Geschichte der Berliner Kurrende und des dortigen Gymnasiums zum grauen Kloster[75]).

Direktor Büsching wollte gleich mit Uebernahme seiner Amtsgeschäfte im Jahre 1766 das Umhersingen der Schüler auf den Strassen abschaffen; denn dass die Kurrende dem Schulunterricht schadete, war unvermeidlich. Aber die Sitte der Zeit, welche den Leichengesang der Schüler beizubehalten wünschte, und der König waren mächtiger als er. Friedrich der Grosse pflegte dem Chore aus seinem Fenster zuzuhören, wenn dieser vor dem Schlosse sang, und interessierte sich für einige der Sänger mit besonders schönen Stimmen.

Ebensowenig konnte es der neue Direktor ihnen verbieten, bei den Aufführungen im Königlichen Opernhause als Choristen mitzuwirken[75a]).

Wie ihre Kameraden in Dresden kamen sie dieser Verpflichtung aufs freudigste nach[76]) und nahmen ebenso gern am italienischen Unterrichte teil, als dieser 1777 um der Oper willen am Gymnasium eingeführt wurde.

Einen Wendepunkt in der Geschichte des Gymnasiums bezeichnet das Jahr 1778, in dem das Kantorat an der Schule aufgehoben wurde. Man stellte nun einen besonderen Vorsänger oder Chordirektor an, dem die Aufgabe zufiel, die Sänger-Chöre auszubilden und zu leiten. Der erste, welcher für dieses Amt ersehen wurde, war G. G. Lehmann, ein früherer Hofsänger in der Kapelle des Prinzen Heinrich; er blieb auf seinem Posten bis zu seinem 1816 erfolgten Tode.

Die Kurrende verblieb zunächst noch beim Gymnasium. Aber immer unangenehmer wurde die durch sie verursachte Störung des Unterrichts wie der Rückgang in ihren Leistungen empfunden. „Für wirklich künstlerischen Gesang war die Kurrende nicht geeignet.“ Die einstimmigen Choralmelodien und Responsorien sang sie „nur schlecht und unregelmässig.“

Im Jahre 1792 kam es zur Loslösung der Kurrende von der Schule. Heidemann schreibt darüber: „Die Kurrendeschüler hatten zu

---

[75]) Heidemann. — Zelle (siehe oben S. 12 Fussnote 62.)

[75a]) Vgl. oben S. 20.

[76]) Noch im hohen Alter hat mancher im Kreise seiner Familie erzählt, „wie er z. B. auf der Argo mit Jason gefahren sei und im Chor mitgesungen habe.“ (Vgl. Zelle a. a. O.)

Büschings Zeit (1766—1793) die unterste Klasse der Berlinischen Schule[77]) besucht, aber durch häufiges Fehlen dem Unterricht ein schweres Hindernis bereitet. Um diesem Uebelstande ein Ende zu machen, wurde die Kurrende in eine für sich bestehende Armenschule unter der Leitung des als Kurrendeführer besoldeten Küsters der Klosterkirche umgewandelt und für sie ein Lektionsplan entworfen, der den Kurrendeknaben einen Theil der Vormittagsstunde für das Singen vor den Häusern freiliess. Das Oberaufsichtsrecht und die Verwaltung des Vermögens der Kurrende verblieben jedoch den Direktoren des grauen Klosters."

In diesem Zustande erhielt sich die Kurrende noch über ein halbes Jahrhundert[78]).

Einen eigentlichen Musikunterricht hatte das Gymnasium ausser dem erwähnten Chor nicht, so dass mit dem Scheiden der Kurrende auch der letzte musikalische Laut verstummte. Aehnlich traurig lag es an allen Anstalten Norddeutschlands, die nicht mit einem ausreichend subventionierten Alumnat verbunden waren. So zeitigte der Rationalismus in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts neben einer allgemeinen Verwilderung des Schulwesens[79]) eine beispiellose Vernachlässigung des Musikunterrichts, was einen weiteren Rückgang in der Ausbreitung und Leistungsfähigkeit der Schulchöre zur Folge hatte.

Wie tief die Kurrende gesunken war, geht daraus hervor, dass die musik- und gesangfreundlichen Bestrebungen des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts nicht imstande waren, ihr aufzuhelfen. Aus diesem Grunde ist es wohl richtig, das Wenige, was noch über sie zu berichten ist, hier zu erledigen.

Wie man sich den auffälligen Verfall der Kurrende zu erklären suchte, ersehen wir aus einer Aeusserung des Rektors Schaarschmidt aus Schneeberg vom Jahre 1807[80]). „Dieses an wahre Verachtung gränzende Mitleid, mit welchem nun die meisten Mitglieder der höhern und mittlern Stände auf die Singchöre herabsahen, und welches der Jugend nicht entgehen konnte, würde diese Anstalten (Singchöre) zu Grunde gerichtet haben, hätte sie nicht ein anderes damals herrschendes Uebel noch aufrecht erhalten; und diess war die Studirsucht . . . (und die) Aussicht, nach einigen Jahren als ein Mitglied des gelehrten Standes erhöht zu werden. Und so war es die Studirsucht, die die Singechöre noch einige Zeit vollzählig und vollstimmig erhielt. Diese wurde abgelöst durch die Studirscheu. Nun kamen die gelehrten Schulen in Abnahme und mit ihnen die Singechöre." Er verweist dann

---

[77]) Gemeint ist das Gymnasium zum grauen Kloster.

[78]) Vgl. unten S. 60.

[79]) Rautenstrauch 428 f.

[80]) Joh. Fr. Schaarschmidt, Versuch einer kurzen Geschichte der mit den gelehrten Schulen des evangelischen Deutschlands gewöhnlich verbundenen Singchöre, Schneeberg 1807, S. 30.

auf das „Steigen der Lebensmittelpreise" und der Kosten für Bekleidung, auf das ständige Sinken der Einnahme; demzufolge wurde ein Ueberschuss „bald vermisst." Erwägt man dies alles und die oben dargelegten Verhältnisse und Zeitströmungen, so kommt man zu dem Ergebnis, dass dem alten Institut der Kurrende schon im 18. Jahrhundert der Boden Schritt für Schritt abgegraben worden war und nur das dem Norddeutschen eigentümliche zähe Festhalten am Ueberlieferten einen Teil der Strassenchöre ins folgende Jahrhundert hinüber rettete.

Schon im Jahre 1793 beklagt J. A. Hiller das Eingehen der Chöre in den ihm bekannten Städten. Selbst in Magdeburg „hat man bis jetzt seit einem Paar Jahren (seit dem Hinscheiden J. H. Rolles im Jahre 1785) beinahe gar keinen Chorgesang auf den Strassen gehört[81])."

In Torgau geriet der Chor zu derselben Zeit in Verfall[82]).

Ebenso wurden die Singchöre in Pommern in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts aufgelöst[83]).

Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts wird der Verfall der Kurrende noch allgemeiner. Angesichts dieser betrübenden Tatsache gedenkt man hie und da auch ihrer guten Seiten und erinnert sich wohl auch, welche Pflichten den Schülerchören gegenüber hätten erfüllt werden müssen.

In Preussen stellte der Berliner Schulinspektor Küster am 30. Januar 1799 den „Antrag auf gänzliche Aufhebung der Singechöre", der von der obersten Schulbehörde dem Könige überreicht und zur Annahme dringend empfohlen wurde[84]).

Hier stellt Küster dem vor dem Untergange stehenden Doppelinstitut der „Kurrenden, die man fast in allen Städten findet," und den „in den grösseren Städten, wo gelehrte oder Mittelschulen sind, befindlichen Singechören" in langer Ausführung das erbärmlichste Zeugnis aus. „Singechöre sind Pflanzschulen der Lüderlichkeit[85])." „Unter den mehr als 100 Choristen, die sich in Berlin befinden, werden kaum 20 sein, mit denen die Lehrer in Ansehung ihres Fleisses und Betragens zufrieden zu sein Ursache hätten, und die übrigen sind sämmtlich, mehr oder weniger, von der Chorpest angesteckt. Und diesen Vorwurf kann man nicht etwa blos den Chören in Berlin machen, nein, er trifft auch die in den kleinen Städten."

Demgegenüber liess sich freilich ihr Nutzen nicht verschweigen. Nach Küsters Bericht sind die Singchöre

---

[81]) Berlinische musikalische Zeitung, 1793, S. 30.

[82]) Taubert 22 f.

[83]) Min. D. I, Stralsund, d. 8. 12. 25.

[84]) Friedr. Gedeke, Annalen des Preussischen Schul- und Kirchenwesens, Berlin 1806, I 30 ff. 260 ff.

[85]) Vgl. unten S. 70.

1. „wohlthätige Anstalten zur Unterstützung armer Studirenden,
2. Pflanzschulen künftiger Kantoren,
3. Beförderer der öffentlichen Erbauung,
4. zum Besten der Schullehrer[85a]), denen sie einen Theil ihres Gehalts zusammen rekordiren müssen, nothwendig.
5. Sie werden hier in Berlin bei der grossen Oper gebraucht."

Zu einer Aufhebung ist es darauf zunächst nicht gekommen, in erster Linie — wie aus dem Bericht der obersten Schulbehörde selbst zu entnehmen ist — wegen des unter 4. angegebenen Nutzens. „Ein Theil der Einkünfte der Schullehrer war an die Existenz der Singechöre und an die sogenannten Rekordationen, die für die Lehrer als eine Bettelei erniedrigend und oft bei rauher Witterung für ihre Gesundheit zerstörend waren, geknüpft."

Ueber die an vielen Orten früher bestehenden Vorrechte der Kurrendaner macht der Göttinger akademische Musikdirektor Heinroth[86]) auch in anderer Beziehung wichtige Angaben: „Die sogenannten Chorschüler machen fast an allen Schulen einen Staat im Staate, hatten verschiedene Gerechtsame und Statuten, die den richtigen Gang der Schulanstalt öfters störten. In den Zeiten ihres Entstehens waren sie nützlich, zweckmässig, ja in hohem Masse ehrenvoll. Es gab sogar gewisse Polizeigesetze, nach welchen kein Chor auf der Strasse im Gesange durch irgend ein Geräusch gestört werden durfte. So war es z. B. keinem Wagen vergönnt, während des Gesanges durch die Sänger zu fahren. Diese Gesetze sind vergessen, das Ehrenvolle ist zum Teil gewichen und die Chöre sind in gewisser Hinsicht durch den Zeitgeist zur Bettelei herabgewürdigt. Da erscheinen auf den Strassen Drehorgeln, patentierte Musikanten und auch Choristen, und jeder Einwohner beschwert sich, dass des Bettelns kein Ende sei. Sonst sang der Chor allein auf den Strassen, und alle Fenster in der Nähe öffneten sich, um schöne Motetten von Rolle oder sonst eine geistreiche Arie aufmerksam anzuhören, jetzt, da privilegierte Bettler und Choristen im bunten Gewühle durch die Strassen schreiten, schlägt man die Fenster zu und klagt über unaufhörlichen Musikantenlärm."

Am 3. Dezember 1825 berichtete die Königliche Regierung zu Merseburg an das Ministerium[87]): „Man hört die sogenannten Currendaner ihren Gesang nur in einigen kleineren Städten noch auf die sonst überall widerliche Weise anstimmen."

Im Jahre 1827 klagte der Breslauer Seminar-Direktor Hientzsch[88]), ein ehemaliger Thomasschüler, über die Verderblichkeit der „Singumgänge, die an manchen Orten 14 Tage bis drei Wochen dauern und

---

[85a]) Das ist: der Lehrer am Gymnasium.

[86]) Dr. J. A. G. Heinroth, Die Vernachlässigung des Gesanges, Göttingen 1818.

[87]) Min. D I.

[88]) Vgl. unten S. [illegible] (Fussnote [illegible]): Ueber den Musikunterricht p.

nicht selten bis auf 3—4 Stunden von der Stadt entlegene Dörfer hinausgehen“. Ebenso schädlich seien die bestellten Aufwartungen bei den „Neujahrs- und Messumgängen.“ „Nach ernsten, religiösen Gesängen wird wenig oder gar nicht mehr verlangt. Dagegen desto mehr nach lustigen und üppigen Gesängen, besonders nach Trink- und Liebesliedern, welche in der Regel um so mehr zu gefallen pflegen, je voller sie von Equivoquien sind.“ Daher sind solche Singschüler jetzt „nicht allein mit allen nur möglichen Opernsachen, sondern auch mit Liebes-, Wein-, Punsch- und andern nicht selten gemeinen Liedern in Menge versehen.“

In musikalischen Kreisen war man über die Notwendigkeit des Fortbestehens der Kurrende geteilter Meinung.

Joh. Nic. Forkel suchte den ihr drohenden Verfall nach Kräften aufzuhalten. In seiner Musikgeschichte[89]) widmet er den Singechören eine eingehende Betrachtung, in der er mit grosser Begeisterung von ihrem Nutzen spricht, ihren mangelhaften Zustand zu erklären versucht und Vorschläge zur Besserung macht[90]).

Den gleichen Standpunkt nimmt Zelter [91]) ein. Er „geht von der Voraussetzung aus, dass dem Strassensingen die ungemein schnelle Verbreitung der um die Reformationszeit entstandenen Kirchenlieder und ihrer Singweisen zu verdanken sei, dass es also auch gegenwärtig (1818) wieder ein Mittel werden könne, vergessene Lieder und Melodien in das Gedächtniss zurückzuführen, und unbekannter gebliebenen Bahn zu machen[92]).“

Heinroth[93]) verlangt, die ehemaligen Chorschüler müssen wieder in ihre alten Rechte eingesetzt und neu organisiert werden.

Auch Hientzsch[94]) ist noch 1827 für die Beibehaltung der Kurrende, der Gregorius- und Martiniumgänge.

Andere, wie der Leipziger Musikpädagoge Fr. W. Lindner[95]), bekämpfen das „mit Recht in den jetzigen Zeiten verschrieene Strassensingen[96]).“

Die letztere Auffassung gewann schliesslich die Oberhand. Viele Städte schafften die althergebrachten Singumgänge als unzeitgemässe, gesundheitsschädliche Einrichtungen ab. Das gleiche Schicksal ereilte die etwa neben der Kurrende bestehenden Chöre[97]).

---

[89]) Allg. Geschichte der Musik, Leipzig 1801, II, 37—41.

[90]) Dabei appelliert er an die Weitherzigkeit und Nachsicht seiner Mitbürger: „Der Mensch muss es in allen Dingen erst schlecht machen, ehe er es gut machen lernt, und wer es nie schlecht gemacht hat, wird es auch nie gut machen,“ und warnt: „Niederreissen ist leichter als aufbauen.“

[91]) Vgl. unten S. ■.

[92]) Min. D. IV, Gutachten vom 5. Januar 1818.

[93]) A. a. O., S. 22.

[94]) Wie oben Fussnote 88.

[95]) Vgl. unten S. 91.

[96]) Allg. mus. Ztg., Leipzig 1811, Intelligenz-Blatt S. 4.

[97]) Heinroth, a. a. O.

In Berlin bestand die Kurrende des grauen Klosters, dessen „Mitglieder, von einem Kantor im Gesange unterrichtet und von einem Chorpräfekten geleitet, vor den Häusern propter panem sangen," bis zum Jahre 1848. Auch hier waren in letzter Zeit Klagen über die Führung der Singschüler laut geworden[98]). Ihre Verhältnisse waren in der letzten Zeit trostlos, die eingesammelten Beiträge wurden immer geringer, das vorhandene Material an Mänteln und Hüten war fast unbrauchbar geworden.

In Hamburg bestand die Kurrende noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts, wie ein Prediger aus dieser Stadt[99]) schreibt. „Der Gesang der Currende ist noch immer sehr beliebt in unserer Zeit und würde gewiss von vielen der älteren Bewohner sehr vermisst werden, wenn er aufhören sollte. Freilich hat die Currende selbst in den letzten Jahren sehr schlechten Ruf bekommen."

Auch aus Süddeutschland liegt eine Nachricht über den Bestand eines kleinen Kurrendechores vor[100]): „Das Tübinger Pauperat bestand um 1810 aus 2 Präfecten und 5 Schülern. Diese Pauperes sangen wöchentlich vor den Häusern und wurden auch bei dem Kirchengesange gebraucht."

Dem Fall, dass das Kurrendesingen seit Jahrzehnten ausschliesslich dem Chor der Armenschule zufällt, begegnen wir übrigens auch in Norddeutschland, so — wie wir oben gesehen haben — in Frankfurt a. M. und in Köthen (Anhalt)[101]).

Als Carl Loewe 1807 als zehnjähriger Knabe in die lutherische Schule zu Köthen eintrat, erhielt er als vorzüglicher Treffer im Gesange Kost und Logis beim Kantor Lehmann. „Der aus 16 Schülern bestehende Chor, dessen Amtstracht aus einem dreieckigen Hut mit schwarzem Mantel und vom Hinterhaupt herabhängenden Zopf bestand, fristete durch dreimaliges Singen auf der Strasse und besonders vor den Thüren wohlhabender Einwohner sein Dasein, besorgte übrigens auch die Kirchenmusik, welche von der Orgel und einigen Geigern begleitet wurde" und sich z. B. an das Stabat mater von Pergolese heranwagte[102]).

In Rostock hatten die Singumgänge schon 1811, in Löbau vor 1818 ein Ende gefunden, in Weissenfels wurden sie 1823 (auf Hentschels Veranlassung), in Zittau 1829, in Leipzig und Torgau 1837, in Zwickau 1846, in Dresden 1848 eingestellt.

---

[98]) So hatte z. B. die erwähnte Kurrende die südliche Seite der Königstrasse zugeteilt bekommen, die Kurrende des Joachimsthalschen Gymnasiums die Nordseite, und wenn das Unglück es wollte, dass beide Kurrenden sich gleichzeitig in der Königstrasse trafen, gingen sie feindlich gegeneinander los, und es entstand eine Prügelei.

[99]) Euterpe 1851, S. 97.

[100]) Heppe, II 171.

[101]) Heppe, V 118.

[102]) A. Niggli im 85. Neujahrsstück, Zürich 1897.

In Prenzlau, wo der Chorus symphoniacus schon 1795 eingegangen war, wollten die Bürger der Stadt 15 Jahre später „das Singen auf den Strassen und vor den Häusern wieder haben, wie es der frühere Singechor zur Freude der Einwohnerschaft geleistet hat. Eine Verfügung der Schulbehörde vom 14. Januar 1813 erklärt dies für nachteilig auf Fleiss, Sitten und Moralität, woran auch fast durchgängig einsichtsvolle und gebildete Eltern ihre Söhne nicht mehr würden teilnehmen lassen."

Nach und nach hörte auch die Mitwirkung der Chöre bei den Kasualien auf. So wurde in Leipzig am 1. April 1876 das Singen bei den Beerdigungen abgeschafft und der Dienst bei Brautmessen und anderen Gelegenheiten auf die schulfreie Zeit beschränkt[104]).

Nichtsdestoweniger hielten sich im Königreich Sachsen[104a]) die Kurrenden an kleinen und entlegenen Orten[105]), besonders in Dörfern des Erzgebirges, bis zum Ausgange des 19. Jahrhunderts, zum Teil mögen sie dort noch gegenwärtig bestehen.

Die inzwischen zahlreicher aufgekommenen Volksschulen bemächtigten sich des für die höheren Schulen wertlos gewordenen Gegenstandes. Unter welchen Bedingungen ihnen das in Städten gestattet war, sagt eine Bestimmung des Elementar-Volksschulgesetzes für die Kgl. Sächsischen Lande vom 6. Juni 1835[106]): „Sogenannte Currenden sind bei Stadtschulen nur an Orten, wo es kein Singechor giebt (dergleichen bei Gelehrtenschulen zu finden sind), auf den Wunsch der Gemeinden, und auch dann nur zu gestatten, wenn sie von Schülern, die gründlichen Gesangunterricht erhalten haben, unter Aufsicht anständiger und der Leitung des Gesanges kundiger Führer und auf eine durchaus würdige Art gehalten werden können."

Der im Jahre 1657 gegründete Schülersingchor in Schleiz singt noch heut, „getragen von der Gunst des Fürsten," auf den Strassen dieser ehemaligen Residenz, während die ältere „Kurrente" daselbst 1874 aufgelöst wurde[107]).

Auch in andern Städten Thüringens hält man an der alten Sitte fest; so finden sich noch jetzt in Jena, Greiz, Neustadt a. Orla, Liebenwerda Knabenchöre, die auf der Strasse singen.

Endlich sei noch einer Neugründung im 19. Jahrhundert gedacht. In Berlin konnte man den Untergang der Kurrende so wenig ver-

---

[104]) Ueber Beziehungen der Kurrende zu Lehrerseminaren s. unten S. 69 f.

[104a]) Auf der Leipziger Kunstausstellung im Jahre 1841 war ein Bild ausgestellt, das nach der Angabe eines Gesanglehrers in Schwiebus (Euterpe 1842 S. 166.) „ einen Schulmeister mit seinem Sängerchor auf einem Singumgange" zeigte. „Die Hauptfigur ist der Schulmonarch selbst. Sein schwarzer Frack scheint mit dem hageren Leib, dessen obere Hälfte er notdürftig bedeckt, das Hungerbrod zu teilen."

[105]) Rautenstrauch 248 f.

[106]) Von Dr. G. L. Schulze, Dresden.

[107]) M. Venus in „Unser Vogtland" von Dr. G. Doehler, Gera 1897, III 413 f.

schmerzen, dass es dem Rektor Marquardt 1852 nicht schwer fiel, mit Unterstützung des Predigers Beyer ein „Evangelisches Singinstitut“ zum „ungefähren Ersatz für die bis zur Aufhebung in Achtung gewesenen vierstimmigen Gymnasial-Schülerchöre[108])“ zu stiften.

Durch die vollständige Trennung von der Schule und den Verzicht auf den Strassengesang unterscheidet es sich hauptsächlich von der alten Kurrende. Im übrigen hat man in ihm nichts anderes als einen Chor für festliche Gelegenheiten zu erblicken, dem sich anfangs auch die Fürsorge des Königs Friedrich Wilhelm IV. und des Prinzen Friedrich von Preussen zuwandte.

Seit 1893 ist das Singinstitut mit der 1886 gegründeten Kurrende der Stadtmission[109]) verbunden, und noch heut kann man die dreistimmigen geistlichen Volkslieder und Choräle der Knaben ausser in der Kirche besonders auf den Höfen der grossen Mietshäuser vernehmen. Alljährlich am 10. November bringen sie vor dem Denkmal Luthers in Gegenwart einer zahlreichen Zuhörerschaft dem grossen Reformator ihre Huldigung dar[110]).

Wo die Kurrende auf den Dörfern anzutreffen war und ist, erscheint sie als eine der Stadtkurrende entsprechende Einrichtung, die der Dorfschule anhängt, wie jene der Lateinschule. Ueber ihre Verbreitung in Sachsen war schon die Rede. Auch im schlesischen Gebirge herrschte die gleiche Sitte. Dass um 1850 die Singumgänge auf den Dörfern der Mark Brandenburg, Gregoriussingen genannt, bestanden, beweist ein Bericht in der Euterpe[111]).

Das Dreikönigsingen in den deutschen Ostmarken ist eine tief eingewurzelte katholische Sitte. Ihr zu folgen halten einige evangelische Pastoren in der Diaspora für notwendig. Dr. K. F. W. Altmann[112]) nahm 1854 das Neujahrssingen zur grossen Freude der Gemeinde in Adelnau, Provinz Posen, wieder auf. Die Schuljugend nahm daran teil und stimmte unter Leitung des sie begleitenden Kantors ihre Gesänge an.

Endlich ist auch das in Schlesien noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts übliche Sommersingen am Sonntag Laetare zu den Singumgängen propter panem zu rechnen.

Als eine glücklichere Abart der Kurrende erscheint der Rekordantenchor, wie ihn Chr. G. Scholz in seiner Selbstbiographie schildert[113]): „Kantor Fischer leitete (1805 zu Brieg in Schlesien) die Kirchenmusiken, die öffentlichen Konzerte und die musikalischen

[108]) Fr. Marquardt, Kurze Nachricht über das Berliner Evangelische Sing-Institut und seine Kurrende-Bestrebung. (Berlin 1889.)

[109]) Vgl. Bilder aus der Stadtmission, 11. Heft, Berlin 1911.

[110]) In Berlin singen auf den Höfen heute ausser der erwähnten Kurrende der Stadtmission noch die Heilsarmee und Chöre religiöser Sekten, namentlich der Gemeinschaft für entschiedenes Christentum.

[111]) Jhrgg. 1851, S. 17.

[112]) Biogr. Charakterbild, Breslau 1875.

[113]) Breslau 1861.

Soireen in den vornehmen Familien. Als Musiklehrer am Gymnasium gewann er die singfähigsten Knaben für die sonntäglichen Musikaufführungen in der Kirche. Diese Chorknaben hiessen Rekordanten, welche in einzelnen Chorabtheilungen an den Sonntagen des Vormittags in bestimmte Häuser der Stadt zogen und daselbst den frommgesinnten Familien für eine kleine Gabe in Geld eine Arie religiösen Inhaltes vorsangen. Fischer hatte für die Rekordanten die Gesänge selbst komponiert und für den vierstimmigen gemischten Chor eingerichtet. Die einzelnen Familien hatten ihre Lieblingsgesänge. Jedes Rekordanten-Chor stand unter einem Präfekten, einem Gymnasiasten aus den oberen Klassen, welcher es sich angelegen sein liess, mit seinem kleinen Chor von acht Gymnasiasten die Gesänge einzuüben, die dann am Sonnabend Nachmittag dem Kantor vorgetragen werden mussten. Ich schwang mich bis zur Präfektenwürde empor und war im Einüben von Gesängen unermüdlich. Die Geldgaben wurden in einer Büchse gesammelt, von allen Chören zusammengethan und monatlich unter die Rekordanten vertheilt. O, wie beglückte mich diese kleine selbsterworbene Geldeinnahme."

Dieser Rekordantenchor verzichtete also zwar auf Strassengesang, hatte aber im übrigen vieles mit der Kurrende gemein.

Endlich sei noch eines wilden Chores Erwähnung getan, von dem es in einem Berliner Ministerialbericht[114]) heisst: Neben den vier Berliner Singechören am Anfange des 19. Jahrhunderts „bildeten sich auch z. B. zu Weihnachten sogenannte Streifchöre aus ehemaligen Gymnasiasten und sonstigen nichtsnutzigen Leuten, die auf eigene Hand in den Strassen sangen und natürlich den Unwillen der stehenden Chöre erregten."

Solche Streifchöre bestanden schon zu Luthers Zeit. Von reisenden Schülern „pflegten die, welche zusammenhielten, durch Singen vor den Häusern sich Geld zu verdienen[115])."

Aus Thomas Platters Selbstbiographie erfahren wir Ausführliches über das Treiben der „fahrenden Schüler[116])."

Vielleicht gab es in der ganzen Zeit bis zum beginnenden 19. Jahrhundert solche gelegentlich zusammengestellte Bettelchöre[117]). Die

---

[114]) Min. C. VII, vom 22. Januar 1864.

[115]) Köstlin, Luther, I. 34.

[116]) Nach Specht, S. 198, hatte sich das Vagantenwesen von Frankreich her bei uns eingebürgert, wo die Sänger-Scholaren vielerorten gern gesehen waren.

[117]) Eine der schlimmsten Entartungen des Bettelsingens beschreibt der vom Verein für die Geschichte Berlins herausgegebene „Berliner Kalender" 1910 unter der Ueberschrift: „Berlinischer Unfug im Jahre 1798." Es handelt sich um das wüste Treiben der „Sternjungen" oder „Sternsänger" und ihre Parodie des Dreikönigsingens. Die wilde Horde trieb es mit ihren zuchtlosen Liedern, blutigen Schlägereien, ihrem höhnischen Mummenschanz und „an Erpressung und offenen Diebstahl grenzenden Unwesen" so arg, dass „auf Betreiben der Bürgerschaft die Behörde dem Unfug durch strengste Massregeln Einhalt gebot."

privilegierten Kurrenden gehörten in den Städten der Hauptsache nach zur Lateinschule und zum Gymnasium.

### Ergebnis unserer Darstellung des Kurrendewesens.

Demnach war das Kurrendesingen zur Zeit seines Aufkommens eine zweifellos löbliche und nützliche, auch den Schulgesang fördernde Einrichtung.

Allmählich verminderte sich jedoch der von ihm ausgehende Nutzen, während die Uebelstände zunahmen. Wo man es unterliess, das Kurrendewesen rechtzeitig zu beseitigen oder wenigstens von der Schule zu trennen, gereichte es dieser zum Nachteil. Innerlich unberechtigt und äusserlich unhaltbar, schädigte es in fortgesetzter Steigerung nicht nur Sänger und Gesangleiter, sondern es brachte den Schulgesang an sich geradezu in Verruf, bis der schonungslose Wettbewerb anderer Bettelmusiken seinem Dasein ein mehr oder minder gewaltsames Ende bereitete.

Zur Klarstellung des Begriffes „Kurrende" diene folgende

### Uebersicht.

#### I. Kurrende[118]) = ein Chor an einer Lateinschule.

Arten der Schulchöre.

A. In Schulen mit einem Chore heisst dieser: Currende, Currente, Currendechor, Schulchor.

B. An Schulen mit zwei einander untergeordneten Chören gibt es

a) den oberen Chor oder „Chor der Symphoniaci" oder „Figuralchor" oder „Singechor"; Kantoreigesellschaften, das sind Bürgervereine zur Ausübung der Kirchenmusik, bilden gleichfalls „Figuralchöre"; in beiden Fällen werden zum „Figuralchor" nach Bedarf auch „Currendeschüler" hinzugezogen;

b) den unteren Chor, „Choralistenchor", „Currende", „Gassenchor", „Chor der Brotschüler".

C. Gymnasial-Alumnate mit einem Chor nennen diesen „Schulchor".

Daraus ergibt sich von selbst die Bedeutung der Bezeichnungen Currendeschüler, Chorschüler, Symphoniacus, Choralist, Figuralist.

#### II. Kurrende = die Art des öffentlichen Gesanges.

bei der ein ein- oder mehrstimmiger Schulchor unaufgefordert auf Strassen und Plätzen singt; dies bezeichnet man mit: Currende, Currente, Currentsingen, Rekordieren.

---

[118]) Vgl. hierzu die kuriose Worterklärung in der Berliner Chronik, oben S. 12.

Das Kurrendesingen findet statt seitens:

a) der Currende,
b) des „oberen Chores“,
c) der beiden vereinigten unter a und b genannten Chöre,
d) der ganzen Schule in Begleitung aller oder der meisten Lehrer; die letzte Art wird häufig „Singumgang“ genannt und vielfach ausschliesslich mit „Rekordieren“ bezeichnet.

Endlich gibt es noch ein nicht gestattetes Currendesingen der „fahrenden Schüler“ und der zu gewissen Zeiten sich bildenden „Streifchöre“.

Mit dem Verfall der Kurrenden an Lateinschulen zu Beginn des 19. Jahrhunderts bilden sich an einzelnen Volksschulen Mitteldeutschlands Gassenchöre. —

Soviel über Singen in Gymnasien und Schulchöre. Wenden wir uns nun zum Gesang-Unterricht in den damaligen Volksschulen.

In Preussen war der Betrieb, wie wir oben gesehen haben[119]), durch das General-Landschul-Reglement vom Jahre 1763 geordnet. Freilich war es, da sich seiner Durchführung vielfach Hindernisse entgegenstellten[120]), von nur geringer Wirkung. Doch kamen von allen Seiten so viel Anregungen gerade hinsichtlich des Gesanges hinzu, dass hierin wenigstens kein Rückschritt zu verzeichnen ist.

Rochow, der Reformator der Schulen in Reckahn, forderte Pflege des Gesangunterrichts, besonders im Interesse des Kirchengesanges[121]). In der von Rochow und Bruns verfassten „Instruction für Landschulmeister“ 1793 heisst es: „Die Kinder müssen auch mit Anmuth und zur gegenseitigen Erweckung beim öffentlichen Gottesdienst singen lernen. Zum Anfang und zum Beschluss des Unterrichts werden ein oder zwei kurze Verse gesungen.“

Im Lektionsplan der „höheren Klasse“ ist Mittwochs und Sonnabends Anweisung zum Singen angesetzt.

Die durch die philanthropistische Bewegung ins Leben gerufenen Volksschulen sorgten gleichfalls für Unterricht im Singen, ebenso wie die katholischen des Prälaten J. J. von Felbiger[122]).

Friedrich Wilhelm II. erliess in seiner „Anweisung für die Schullehrer in den Land- und niederen Stadtschulen“, am 16. September 1794 folgende Bestimmungen[123]):

---

[119]) S. 27.

[120]) Vgl. Heman 314.

[121]) Heppe, I, 146.

[122]) Ebenda 100.

[123]) Ebenda, III, 54. —
In demselben Jahre, am 5. Februar, kam das „Allgemeine preussische Landrecht“ heraus, das den schon im Schulgesetz von 1717 und im General-Land-Schul-Reglement 1763 ausgesprochenen Schulzwang stärker betonte und Schulen und Universitäten ausdrücklich als „Veranstaltungen des Staates“ erklärte.

„Der Anfang der Lehrstunden geschieht mit Gesang und Gebet und eben so der Schluss.

In Absicht des Gesanges sind folgende Regeln zu beobachten:

a) Das für jeden Monat in dem allgemeinen Landes-Katechismus angegebene Lied muss, je nachdem es lang oder kurz ist, in mehrere Teile (auch nach dem Inhalt der Verse) geteilt werden, damit es in den Vor- und Nachmittagsstunden beim Anfange und Schluss der Lection in ein oder zwei Tagen gesungen werden könne, und also die Kinder es auf diese Art fertig auswendig lernen. Dieser Zweck wird um so leichter erreicht werden, wenn der Schulhalter dann und wann das gelernte Lied aufsagen lässt und bald diesen, bald jenen Vers, in und ausser der Ordnung, den Kindern abfrägt.

b) Der Schullehrer selbst oder einer von den ältesten Knaben spricht jede Zeile, die gesungen werden soll, (oder wenn der Verstand es erfordert, mehrere Zeilen) langsam und vernehmlich vor.

Die Kinder müssen nur leise singen, und der Schulhalter, dessen Stimme allein vorschallen muss, darf nie leiden, dass ein Kind vorschreie. Denn bei einem wüsten und lauten Geschrei lernen die Kinder nie gehörig singen. Wenn eins oder mehrere falsch singen, so gibt der Schulhalter ein Zeichen, dass alle einhalten sollen, und hilft sodann den Falschsingenden in den rechten Ton ein. Dieses alles wird um so leichter gehen, je mehr der Schullehrer darauf hält, dass langsam und mit gemässigter Stimme gesungen wird."

Demnach hatte sich das Fach auf religiösen Gesang zu beschränken; die Choräle mussten ganz, Strophe für Strophe, gesungen werden. Endlich begnügte man sich damit, ein sicheres, deutliches und leises oder mässig starkes Singen zu verlangen.

Auch die sächsische Schulgesetzgebung hatte das Singen als Gegenstand des Volksschulunterrichts bezeichnet und demgemäss die Lehrer zur Pflege des Gesanges verpflichtet. In der „Erneuerten Schulordnung für die deutschen Stadt- und Dorfschulen der Chur-Sächsischen Lande" vom Jahre 1773[124]) heisst es: „Das Singen ist ein Stück des öffentlichen Gottesdienstes, das, in Ansehung derer Kirchenlieder und deren Melodien, in deutschen Schulen, keineswegs hintanzusetzen ist. Es hat daher ein jeder Schullehrer D. Luthers und andere in dem jedes Ortes eingeführten Gesangbuche befindlichen Lieder und zwar zuerst die bekanntesten, auch der Melodien nach leichtesten, den Kindern vorzusingen, und von denen, die lesen können, solche heimlich aus dem Gesangbuche nach- sodann aber auch laut herlesen, und darauf langsam und andächtig mitsingen zu lassen.

Nach Noten zu singen, können nur diejenigen, welche eine gute Stimme haben, und künftig eine lateinische Stadtschule besuchen, und ins Chor gehen wollen, in Privatstunden, auf Verlangen, angeführet

---

[124]) Simon 71. — Auch bei Mangner.

werden. Es kann auch einigen Knaben, auf dem Claviere, wenn sie Lust und Zeit darzu haben, in Privatstunden, Anweisung gegeben werden; sonderlich denen, die zu solchen Schuldiensten, bey welchen das Orgelspiel nöthig ist, sich vorbereiten lassen."

Selbst in den Winkelschulen wurde[125]) dem Singen „einige Aufmerksamkeit zugewendet"; nach den Lektionsplänen um 1780 begann und schloss der Unterricht zumeist mit Gebet und Gesang.

Das gleiche trifft auch für die 1774 in Leipzig errichtete Armenschule und die Ratsfreischule[126]) zu, welche 1792 ins Leben gerufen wurde.

Zum Vergleich diene noch die den Gesang betreffende Bestimmung für das Königreich Württemberg in der Schul-Ordnung von 1782[127]): „Das Singen in den Volksschulen soll täglich, und zwar wie des Morgens gleich zu Anfang der Schule, also des Nachmittags zu Ende derselben getrieben, dabei aber fleissig mit den Liedern abgewechselt, doch die Lieder nicht jedesmal ganz ausgesungen werden." Hier gab es in der Kirche nicht nur wie in Norddeutschland einen Vorsänger in der Person des Lehrers, der übrigens gewöhnlich nur einige Takte allein zu hören war, sondern nach den Generalsynodalreskripten von 1806 und 1807[128]) einen vorsingenden Schülerchor: „Bei den öffentlichen Gottesdiensten soll jedesmal zuerst ein Vers des abzusingenden Liedes von dem Schullehrer und Schulkindern allein, mit sanfter Begleitung der Orgel vorgesungen werden, und dann erst der allgemeine Gesang der Gemeinde anfangen." Durch ähnliche Bestimmungen suchte man auch in den übrigen deutschen Staaten den Gesangunterricht zu regeln.[129])

Am Anfange des 19. Jahrhunderts fangen die Städte mit gut organisierten Schulverhältnissen an, dem Gesangunterrichte grössere Beachtung zu schenken.

So lässt Leipzig die Uebung weltlicher Gesänge zu. Der Lehrplan der dortigen Bürgerschule vom Jahre 1804 verlangt für das „Singen praktische Uebungen des Gehörs und der Stimme durch Uebung im musikalischen Singen der gewöhnlichen Kirchenmelodien, oder auch anderer Lieder von reinem und für die Jugend nützlichem Inhalte".

Essen erhält durch die Bestimmungen des „Grundrisses der Organisation der allgemeinen Stadtschulen" 1804, vom Pfarrer B. C. L. Natorp[130]), eine mächtige Förderung, namentlich im Schulgesang.

---

[125]) Mangner 111.

[126]) Siehe bei Dolz.

[127]) G. A. Süskind, Handausgabe des Gesetzes über die Volksschulen im Königreich Württemberg, Stuttgart 1845.

[128]) Ebenda.

[129]) Vormbaum 574.

[130]) Ueber Natorp s. unten S. [illegible] ff. — Sein „Grundriss" galt (nach Fr. W. Schütze) weithin als ein Normallehrplan.

„Musik muss in allen Schulen und Bildungsanstalten, und zwar schon in der Anfangsklasse, getrieben werden. Der Anfang ist deutliches, sanftes Vorsingen von einfachen, angenehm ins Ohr fallenden Melodien."

Die Stadtschule hat fünf Klassen. Davon singen die beiden untersten täglich eine halbe Stunde, von ½2 bis 2 Uhr, die dritte Klasse hat 3 mal eine halbe Stunde Singen „nach Noten" und vermittelt den Uebergang zum mehrstimmigen Gesange, welcher der Hauptsache nach den beiden obersten Klassen zufällt. Hier wird wöchentlich einmal von ½2 bis 3 Uhr musiziert, wobei die „Theorie mit praktischen Uebungen zu verbinden" ist.

Von grösster Bedeutung für den Unterricht ist natürlich die Art und Weise der Lehrerbildung.

In die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts fällt nun, da der staatliche Schulzwang wenigstens im Prinzip überall durchgeführt wurde, der Anfang unseres heutigen Lehrerbildungswesens, die Gründung der Volksschullehrerseminare. Der Umstand, dass an diesen Anstalten auch die Ausbildung von Organisten und Kirchenchorleitern zu erfolgen hatte, bewirkte von Anfang an eine reichliche Berücksichtigung des Unterrichts im Gesange und in der Instrumentalmusik. Im Lehrplan der ersten preussischen Seminare, vor allem in dem im Jahre 1748 zu Berlin gegründeten, wird zunächst nur Vokalmusik vorgeschrieben[131]). Dazu kam, dass schon das erwähnte General-Landschulreglement von 1763 bestimmte, dass kein ungeprüfter Lehrer angestellt werden dürfe. „Schulmeister und Küster, welche in dem Kurmärkischen Küster- und Schul-Seminario zu Berlin eine zeitlang gewesen, treten das Amt dergestalt an, dass sie deshalb eine Probelektion in der Kirche singen." Dann erst folgte die Lehrprobe in der Schule[132]).

Seit 1750, in welchem Jahre die Agenda scholastica[133]) von den Lehrern der Berliner Realschule herausgegeben wurde, nimmt der Gesang in Verbindung mit Instrumentalmusik eine bevorzugte Stellung im Seminarunterricht ein. Noch in demselben Jahre wird in Kloster-Berge „in der Vokal- und Instrumentalmusik" unterrichtet. Bei dieser wenig genauen Bestimmung bleibt es in Preussen vorläufig bis weit ins 19. Jahrhundert hinein. Seinem Beispiele folgten die anderen Staaten, so Sachsen bei der Gründung des Seminars Friedrichstadt-Dresden 1785 und des Weissenfelser Seminars 1794[134]), Sachsen-

---

[131]) Ebenso wie in den anfangs nur seminar-ähnlichen Anstalten in Stettin und Kloster-Berge bei Magdeburg, die schon 1732 und 1735 entstanden. (Vgl. Dr. Renisch, Geschichte des Volksschullehrerseminars zu Cöpenick, Breslau 1898.)

[132]) Schneider und Bremen, Das Volksschulwesen im Preussischen Staate, Berlin 1886.

[133]) Artikel „Volksschullehrerseminar" in K. A. Schmidts Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens, Band 10.

[134]) G. Seeliger, Das Seminar zu Weissenfels, Halle 1894.

Meiningen 1776, Sachsen-Altenburg 1787 und Baden, wo in den meist mit Gymnasien verbundenen Seminaren noch 1807 nur „zwei wöchentliche Stunden Unterricht im Orgelspiel und Choralsingen“ erteilt wurden[135]).

Dabei erwies sich die geringe Qualität der Aspiranten und die lückenhafte Vorbildung in der Musik als ebenso hinderlich, wie der die Schulen durchwehende frömmelnde Geist. So wird von Kloster-Berge berichtet[136]): „Fügte es sich, dass man Leute bekam, welche allbereits etwas Schreiben, Lesen und Rechnen und auf dem Klavier spielen konnten, so nahm man sie um soviel lieber, weil auf dem Seminario gar zu viel erfordert worden, bis sie das Klavierspielen lernten. Doch machte man daraus nicht soviel, dass man lediglich darum eine solche Person hätte nehmen sollen. Nicht singen und orgeln, sondern die Kinder zur lebendigen Erkenntnis Jesu zu bringen, sollte die Hauptabsicht und die Hauptarbeit der Schulhalter sein.“

In Sachsen achtete man sorgfältig auf die Pflege der Musik an den Seminaren. So durfte der Kantor Gläser in Weissenfels erst nach einer Prüfung bei dem Hoforganisten Kirsten in Dresden den Musik-Unterricht am Seminar übernehmen. Trotzdem lief dieses Fach gerade hier Gefahr, an einer gefährlichen Klippe in ähnlicher Weise zu scheitern wie der Gymnasial-Gesang. Direktor und Musiklehrer waren in erster Linie Kirchenbeamte, „denen die Tenor- und Bassstimmen der Seminaristen bei der Kirchenmusik natürlich sehr willkommen waren“.

Zunächst liess man es bei diesem Zustande ohne Bedenken, wahrscheinlich weil es um das Seminar in Friedrichstadt-Dresden ebenso stand, ohne dass sich hieraus Unzuträglichkeiten ergeben hatten. Dabei übersah man aber, dass hier die Seminaristen „vornehmlich aus den Friedrichstätter Chor-Schülern gewählt“ wurden[137]), die reiche musikalische Kenntnisse mitbrachten. In Weissenfels aber traten die Schattenseiten bald zu Tage. Schon bei der ersten Reifeprüfung 1798, die in Dresden stattfand, „erhielten alle — neun Alumnen und ein Espektant — den Repuls“, hauptsächlich wegen unzureichender Leistungen in der Musik. Der Chor „hatte der musikalischen Ausbildung der Seminaristen dienen sollen, war ihr aber hinderlich geworden. Das Mittel war zum Zweck gemacht worden. Der grösste Teil des Musikunterrichts“, schrieb Seeliger, „geht jetzt (von 1794 bis 1823) darauf hinaus, Kirchenmusiken vorzubereiten und Lieder für das Kurrendesingen einzuüben. An eine gründliche Vorbildung, regelmässige Uebungen auf der Orgel und gutes einfaches Chorsingen ist wenig gedacht worden[138])“. Erst durch die Aufhebung des Chors und Kurrendesingens im Jahre 1823 wurde Besserung geschaffen.

---

[135]) K. A. Schmidt, a. a. O., S. 63.

[136]) Ebenda 734 ff.

[137]) Simon 71 ff.

[138]) Seeliger a. a. O.

Ein Glück war es, dass die Anstalt von 1822 ab einem so einsichtigen Pädagogen wie Harnisch[138a]) unterstellt war. Vielleicht wäre es jedoch auch seiner Macht nicht gelungen, der Musik Geltung zu verschaffen, wenn das Fach ein geringeres Ansehen genossen oder wenn sich diese Verbindung mit der Kirche anderswo bewährt hätte. Dabei ist es natürlich gleichgültig, ob die Musik der Kirche wegen einstudiert wird, oder einer anderen ausserhalb der Schule stehenden Institution zuliebe[139]). Die sich hieraus ergebende Lehre verdient auch noch heute Beachtung.

Wie einzelne der alten Lateinschulen aus Musikschulen hervorgegangen waren, so gibt es auch Volksschullehrer-Seminare, deren erstes Schülermaterial Chorschüler bildeten. Hierher gehört neben dem erwähnten zu Dresden-Friedrichstadt das zu Halberstadt[140]).

Lange vor der Gründung des Seminars war es üblich, dass die Choristen der Domschule „Volksschullehrer wurden und solange im Gymnasium blieben, bis sich ihnen eine passende Schullehrer- oder Kantorstelle darbot".

Ihre Versuchsschüler waren die Kurrendaner, d. h. 10- bis 15-jährige Schüler der Quarta und Quinta der Domschule, die in der Kirche und auf der Strasse um Geld und Brot sangen.

Von 1774 an mussten sich die „Choristen" in einer besonderen Stube im Unterrichten der „Kurrendaner" üben. Da aber dieser Versuch misslang, liess das Domkapitel „die Choristen ganz aus der Domschule entfernen und sie für ihren späteren Lehrerberuf in zweckmässiger Weise in einer besonderen Anstalt vorbereiten". So vollzog sich die Gründung des Seminars. Die erwähnten „roh gesitteten" Kurrendaner kamen in die mit der Hauptanstalt organisch verbundene Seminarschule.

Von diesem Chor bezeugt der Berliner Gymnasialdirektor A. G. Spilleke (geboren 1778), dass „es noch nicht bis zum Grade von Schlechtigkeit herabgesunken war, welchen man an ähnlichen in kleineren und grösseren Städten zu bemerken schon damals Gelegenheit hatte". Indes gab es ihm doch zu mancherlei Zerstreuung Veranlassung, weshalb er eine Zeitlang die wissenschaftlichen Studien mit geringerem Eifer betrieb und sich „überwiegend auf die Musik legte[141])".

Das Hauptpensum des Musikunterrichts in diesem Seminar bildete das Choralsingen in der Absicht, Vorsänger für den Kirchen-

---

[138a]) Siehe unten S. ■.

[139]) Auch mit dem Singen in Theatern hatte man schlechte Erfahrungen gemacht. Darum musste 1796 den Gymnasiasten in Dresden das Singen „auf den Theatern und besonders im Einkschen Bade allhier" untersagt werden (Dr. 3.)

[140]) Kehr, Die Geschichte des Königlichen Schullehrer-Seminars zu Halberstadt, Gotha 1878.

[141]) Dr. L. Wiese, A. G. Spilleke, Berlin 1842, S. 16.

dienst auszubilden. Dabei wurde aber auch eine gründliche Kenntnis der Noten übermittelt. Auch im „Konzert" durften die Seminaristen nach Herzenslust vocaliter und instrumentaliter musizieren.

Aehnliche Beziehungen zwischen Seminar und Kurrende bestanden in Köthen[142]). Dort mussten die Seminaristen wie die Exspektanten von 1784 bis 1802 bei dem Singen der reformierten Kurrende mitwirken, hatten indessen an dem dadurch erworbenen Gelde (welches der Präfectus der Kurrende, der zugleich zweiter Seminarlehrer war, empfing) keinen Anteil. Zuweilen geschah es, dass Mitglieder der Kurrende als Lehrer angestellt wurden, ohne dass sie das Seminar besucht hatten.

Geringe Pflege fand die Musik in den Seminaren, denen es an Zusammenhang mit der Kirchenmusik fehlte. Ein Schullehrer Birkthal zu Lütkenhagen schreibt[143]): „In dem Seminarium (wahrscheinlich in Westfalen), in welchem ich mich aufs Schulamt vorbereitet hatte, geschah leider nur äusserst wenig für diesen Zweig des Unterrichts. Den mehresten Seminaristen wurde es überlassen, sich privatim in der Musik zu üben und sich von den Organisten und Schullehrern des Orts in Privatstunden unterweisen zu lassen."

Bemerkenswert erscheint, dass in dem vornehmlich für reformierte Volksschullehrer eingerichteten Seminar zu Wesel Unterricht im Singen, Klavier- und Orgelspiel erteilt wurde. Hierin erhielten im Jahre 1794 „die Seminaristen zwey Stunden täglich von dem Stadt-Organisten Unterricht. Es (wurde) Sonntags auf dem Auditorio Singstunde mit ihnen und den übrigen Contubernalen gehalten[144])." Dass im Seminar-Unterricht auch die Theorie des Gesanges beachtet wurde und neben dem von alters her üblichen Choralsingen auch das weltliche Lied allmählich einen Platz eroberte, wird von Kiel[145]) berichtet. „Nach einer vorausgeschickten Theorie des richtigen Gesanges werden fleissige Uebungen im Singen, besonders der Choräle, in den Sing-Stunden angestellt. Auch denkt man jetzt darauf, die Seminaristen künftig gute frohe unschuldige Lieder singen zu lehren, um einst ihre Schul-Kinder mit denselben bekannt zu machen, und dadurch das Singen so vieler ungesitteten Lieder, die bey dem gemeinen Manne von einem Geschlechte auf das andere fortgepflanzt werden, allmählich zu verdrängen." Ausser dem Singen gab es dort auch Unterricht im Orgelspiel. „Wer dazu Lust hat, wird so weit gebracht, dass er den gottesdienstlichen Gesang mit der Orgel regelmässig zu begleiten im Stande ist."

In dem 1809 gegründeten Seminar zu Schöneberg (Taunus) „erteilte in der oberen Classe den Unterricht im Singen der Organist der

---

[142]) Heppe, V 103 f.

[143]) Natorp II 45.

[144]) Krünitz 80. 85.

[145]) Gegründet 1781. (Näheres bei Krünitz.)

Stadtkirche, welcher als ausserordentlicher Lehrer angenommen war; in der untern Classe einer von den Präparanden aus der Classis selecta. In der untern Classe wurden Elementarübungen vorgenommen und in der obern Singen leichter Choräle und Arien. Der Unterricht war theoretisch-praktisch." Daneben wurde auf dem Klavier und auf der Hirtenflöte geübt (wahrscheinlich auch auf der Orgel der Stadtkirche)[146]).

Damit dürfte der Musikunterricht in den ersten Seminaren genügend gekennzeichnet sein. Als Lehrer kamen wiederum die Kantoren und Organisten in Betracht, die ihre Vorbildung entweder auf dem Alumneum eines Gymnasiums oder privatim erhalten hatten. Am Seminar zu Meiningen[147]) standen die musikalischen Uebungen unter Leitung eines „Hofmusikus". Auch in andern kleinen Residenzstädten ist an dieser Stelle von einem Musikus die Rede, was auf eine Bevorzugung der Instrumentalmusik schliessen lässt.

Wenn es um die praktischen Leistungen im Schulgesange in unserem Zeitabschnitte so traurig bestellt ist, so hat das ebenso musikgeschichtliche wie rein pädagogische Gründe.

Die Musikgeschichte des 18. Jahrhunderts knüpft sich in der ersten Hälfte in Deutschland an die Namen Händel und Bach; gegen Ende des Jahrhunderts treten die Wiener Klassiker in den Vordergrund. Dass die beiden ersten in der deutschen Kirchen- oder Schulmusik Eingang fanden, ist nirgends zu ersehen; dagegen ist öfters von den Kompositionen eines Hasse und Graun die Rede. Daneben blieben die Werke der Altmeister des reinen polyphonen Stiles ebenso in Uebung, wie die der zeitgenössischen ersten Kantoren, Doles, Hiller, Homilius, beliebt. Warum gerade Seb. Bach so geringe Beachtung fand, das zu untersuchen, würde zu weit führen[148]).

Schnell dagegen eroberten sich Haydn und Mozart, wie wir oben gesehen haben und noch erfahren werden, den ersten Platz im Programm der Kirchenmusiken und damit auch der Schul-Chöre, bei denen die Vorbedingung zur Lösung grösserer Aufgaben gegeben war.

Chöre dieser Art mussten vor allem auf die Vergrösserung ihres Instrumentalkörpers Bedacht nehmen. Von nun an war eine Begleitung des Gesanges durch Orgel allein oder Ergänzung derselben durch einen Streicher- oder Posaunenchor nebst Schlaginstrumenten u. dgl. nicht mehr angängig. Die ernsthafte Aufführung von Werken

---

[146]) Natorp II 198 ff.

[147]) Heppe, V 21.

[148]) Heutigen Tages macht man mit Bachschen Chorkompositionen die Erfahrung, dass sie anfänglich schwer einzustudieren sind und in der Regel nicht sofort ansprechen. Wo sie aber Fuss gefasst haben, wirken sie bildend auf das Können und läuternd auf den Geschmack; erlesene, begeisterte Bach-Gemeinden sind der beste Beweis von dem tiefen Gehalte Bachscher Musik, der auch auf die Schüler höherer Lehranstalten bildend einwirken kann. (Vgl. Hermann Kretzschmars Bericht über die Bach-Gesellschaft im Schlussband der Gesamt-Ausgabe, besonders S. XXV ff.)

eines Gluck, Haydn, Mozart und später Beethoven musste auch in vorgeschriebener Besetzung stattfinden; so teilte sich gerade das Interesse der leistungsfähigsten Chöre immer ausgesprochener zwischen dem für Gesang und dem für Gesang mit Instrumentalbegleitung, ganz abgesehen von der Anziehungskraft, welche die reine Instrumentalmusik mit ihrem prickelnden Kolorit auf die empfänglichen Ohren und Herzen der Schüler ausübte. Dazu kam, dass die Neigung gerade unserer ersten Komponisten für reine Vokal-Komposition ständig abnahm. Der reine Satz eines Palestrina und Lassus bot unübertreffliche Muster der alten Vokalkunst, und die moderne polyphone Form hatte in Händel und Bach ihre Grossmeister und Vollender gefunden. Beide Gattungen behaupten sich neben der durch die Wiener Klassiker begründeten mehr instrumentalen Richtung durchaus, müssen aber oft hinter dieser zurückstehen, besonders da der neue Stil mit seiner Bevorzugung allgemein verständlicher Homophonie und der Schöpfung sinnfälliger Melodien dem Empfinden des Volkes mehr entsprach, als es die alte Polyphonie, trotz ihrer zauberisch reinen Harmonien, einerseits und die für die Masse vielfach noch unbegreifliche Schreibweise eines Bach andererseits vermochte. Nur so ist der nun anhebende Widerstreit zwischen Instrumental- und Vokalmusik zu erklären, der seinen lähmenden Einfluss auf die Entwicklung der Gesangpädagogik auch in den am meisten Musik treibenden Lehranstalten, sogar in den neu entstandenen Volksschullehrerseminaren, ausübt.

Da der neue Musikbetrieb demnach einen ziemlich grossen Apparat an Instrumenten erforderte und hohe Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Sänger stellte, wurde er für den Gesangunterricht in Schulen immer unwirksamer. Für die Volksschulen war er wegen des niedrigen Standes der Musikpflege in ihnen und in den Seminaren mit deren musikalisch mangelhaft vorgebildeten Zöglingen ganz ohne Bedeutung. So bildete sich eine beklagenswerte Kluft zwischen Schulmusik und öffentlicher Musikpflege heraus, die nur schwach durch die Kirchenmusik und die noch nicht genügend gewürdigte weltliche Liedproduktion überbrückt wurde.

Auch in pädagogischer Hinsicht war im Schulgesang ebenso wie in dem übrigen Fache ein schwerwiegender Mangel zu verspüren. Man übersah bei der Erziehung die Hauptsache: den Zögling, seine körperliche und psychische Beschaffenheit und die daraus hervorgehenden Bedürfnisse; das Fach war ja weniger aus Gründen der Erziehung eingeführt, als aus Rücksicht auf den Bedarf, auf die Nachfrage nach musikalischen Leistungen seitens aussenstehender Kreise. Daraus ergab sich eine einseitige Betonung der Praxis und Geringschätzung der Theorie; eine Ueberschätzung von Paradeleistungen und eine Vernachlässigung der Grundlegung; ein Erntenwollen ohne rechtes Säen; psychologisch ein Verzichten auf die Mithülfe des Auges und der verstandesmässigen Einsicht, eine isolierte und daher

mechanische Inanspruchnahme des Ohres und der Stimme. Schliesslich fehlte es auch seitens der Schulleitung und der Schulbehörden an entsprechender pädagogischer Einsicht.

Unter diesen Umständen ist nicht zu verwundern, wenn die Lehrbücher eines Hiller und anderer, wie wir gesehen haben[149]), im ganzen nicht den gewünschten Erfolg hatten. Bei der mangelhaften methodischen Durchbildung der Musiklehrer war der Unterricht selten frei von Verstössen gegen die allergewöhnlichsten Unterrichtsregeln. „Dem Schüler wurden der Schwierigkeiten zu viele auf einmal geboten," das erschwerte sein Fortschreiten, seine Kraft erlahmte auf halbem Wege. Die Verschiedenheit der Tonarten, die Bedeutung der (chromatischen) Vorzeichnung, der wechselnde Stand der Tonika im Liniensystem, die Intervallenlehre, der Unterschied von Dur und Moll, das alles war ohne Gebrauch einer Klaviatur und ohne Tonbenennung in Zahlen sehr schwer begreiflich zu machen. Man war nicht genug darauf bedacht, „den Schülern alles bis zum deutlichen Bewusstsein zu bringen und sie selbstthätig zu machen." „Man warf zu viele Lehrstücke und Uebungen planlos durcheinander." Der Unterricht war nicht stufenweise geregelt und dem jeweiligen Standpunkt des Schülers angepasst.

Soweit die Schilderung des Lehrers Milo aus Bornfeld[150]), der auf diese Weise in seiner Jugend als Chorschüler in einer Singschule unterrichtet wurde. Sie ist eine naturgemässe Fortsetzung und Ergänzung[151]) des von Quantz und Hiller Gesagten.

So war der Unterricht in einer zum Gymnasium gehörigen Vorschule auf den Chorgesang beschaffen. Wie musste es in dieser Hinsicht erst um die niederen Schulen bestellt sein!

Das Hauptpensum derselben, die religiösen Gesänge, wurden in der Regel in dem Gesangbuche der Kirchengemeinde dargeboten.

In Leipzig sah man ein, dass die im Stadtgesangbuch enthaltenen Lieder „von Kindern nicht gehörig verstanden werden konnten." Daher bediente man sich in der Ratsfreischule besonderer dem kindlichen Standpunkt Rechnung tragender Sammlungen[152]). An anderen Orten ist von derartigen Sammlungen nicht die Rede.

Neben den Kirchenliedern finden jedoch auch weltliche Lieder allmählich Eingang. So erwähnt Mangner, dass 1780 die „Lieder für Kinder" in einer Leipziger Winkelschule den Kindern unentgeltlich zugestellt worden seien. Wahrscheinlich sind es die oben erwähnten[153]) Hillerschen (1769). In Berlin wurden zur Zeit König Friedrich

---

[149]) Vgl. oben S. 45.

[150]) Natorp II 230 ff. (Brief vom 20. 4. 1812.)

[151]) Vgl. oben S. 20 f.

[152]) Nach Dolz: Plato, Sammlung einiger Lieder p. 1792; Christliche Religionsgesänge 1793.

[153]) S. 42.

Wilhelms II. (1786—1797) Reichardts Lieder für Kinder in den höheren, mittleren und niederen Schulen gebraucht[154]).

Selbst die Dorfschullehrer wagten es, wie wir aus Natorps Briefwechsel entnehmen, „den Kindern vorsichtig einige Arienmelodieen beyzubringen," in erster Linie solche ernsten Inhalts.

Mit dem Aufschwung der durch Herder, den Göttinger Hainbund und die Musenalmanache angeregten volkstümlichen Lieddichtung geht ein frischer Zug auch durch die Liedkomposition. Durch die „fliegenden Blätter" finden die Lieder ihren Weg ins Volk, und so konnte sich auch Haus und Schule nicht der neuen Gabe verschliessen. Wahrscheinlich ist der Jugend wenigstens der grösseren Städte gelegentlich ein Goldkörnchen aus den reichen Sammlungen von Hiller (siehe oben), G. C. Claudius (Lieder für Kinder, Frankfurt a. M. 1780), J. A. P. Schulz (Lieder im Volkston, Berlin 1782), C. Spazier (Melodieen zu Hartungs Lieder-Sammlung, Berlin 1794), Reichardt (Lieder für Kinder, 4 Teile, 1781—1790 und Lieder für die Jugend 1799), R. Z. Becker, (Mildheimisches Liederbuch, Gotha 1799[154a]), zugefallen[155]).

Von den erwähnten Liedersammlungen war die von Schulz die beliebteste[156]), die Reichardtsche Sammlung die für die Jugend bedeutendste der ganzen Periode[157]), die von Spazier dagegen ist historisch angesehen die wichtigste. Seyfert nennt die letztere den „Urahn unserer Schulliederhefte," vor allem deswegen, weil sie ein- und mehrstimmige Kinderlieder enthält. Zum ersten Male hatte André einige Jahre zuvor zwei- und dreistimmige Kinderweisen komponiert. An Spaziers Heft knüpften dann die A. L. Hoppenstedtsche Liedersammlung 1800 und in der folgenden Periode die Liederhefte von Zarnakk und Anschütz an.

Die weltlichen Lieder der genannten Sammlungen gehörten sämtlich noch zu den sogenannten „Klavierliedern", d. h. sie waren auf

---

[154]) D. Rittershausen, Beiträge zur Geschichte des Berliner Elementar-Schulwesens in „Märkische Forschungen" IX Bd. Berlin 1865. S. 275. — Gemeint sind die „Lieder für Kinder aus Campes Kinderbibliothek."

[154a]) Es repräsentiert die Richtung, welche für alle möglichen Zeiten und Lebenslagen mit Liedern aufwarten zu müssen glaubte. „Man bedachte die Tages- und Jahreszeiten, Saat und Ernte, Krieg und Frieden, man sorgte für den Landmann, den Fischer, den Jäger, den Müller, Bäcker, Fleischer, Weber, Schneider, Böttcher, die Melkerin usw., und so für jeden andern bis zum Bergmann herab und zum Schieferdecker und Seiltänzer hinauf, wo denn neben vielem Guten auch manches Wunderliche mit unterlief." (Diesterweg 459).

[155]) Auch für die akademische Jugend war durch das „Akademische Liederbuch", Dessau und Leipzig 1782, gesorgt, dem 1788 die „Lieder für Freunde geselliger Freude" und 1791 Rüdigers „Trink- oder Commerschlieder" folgten. — Nach Friedländer I, 1. S. XXIV lässt sich die Spur des Studentenliedes bis auf Schein zurück verfolgen. — Vgl. auch Seyfert 78 ff. „Studentenlieder"; Kretzschmar 69.

[156]) Nach Fr. W. Lindner, Allg. mus. Ztg., 1811 S. 54.

[157]) Nach Seyfert 76.

zwei Systemen notiert und für die Hausmusik zum Singen oder Spielen gesetzt. Nötigenfalls aber konnten sie auch in Gottes freier Natur ohne Begleitung gesungen werden, denn durch die Melodie allein zu wirken, war die Tendenz der damals herrschenden Berliner Schule.

Am verbreitetsten waren um 1800 nach Spazier[158]): „Ohne Lieb und ohne Wein" (Hiller), „Blühe, liebes Veilchen" (J. A. P. Schulz) und „Freut euch des Lebens" (H. G. Nägeli zugeschrieben). In Süddeutschland kamen um diese Zeit besonders die volkstümlichen Lieder von Schubart, Rheineck, Zumsteeg in Aufnahme.

Lieder, die dem echten Volksliede so nahe kommen, wie „Schlaf, Kindchen, schlaf" (von Reichardt), „Komm, stiller Abend nieder" (von G. C. Claudius), „Komm, lieber Mai" (von Mozart)[159]), „Gott erhalte Franz den Kaiser" (von Haydn), „Warum sind der Tränen unterm Mond so viel" (von J. A. P. Schulz), „Was frag' ich viel nach Geld und Gut" (von Chr. G. Neefe) und die oben erwähnten von Hiller und Schulz, haben wohl den Gesang der Jugend mehr belebt, als seitenlange wohlgemeinte Verfügungen dies vermochten.

Wenn trotzdem der Gesang im Schulbetrieb auffallend vernachlässigt wurde, so lag das an unzulänglichen äusseren Verhältnissen, besonders aber an der traurigen Beschaffenheit des Lehrermaterials. Und in der Tat ist von „ausgedienten Soldaten, weggejagten Schreibern und Beamten, Bedienten und Musketieren, Schneidern, Schuhmachern, Leinewebern", die, selbst kaum des Lesens mächtig, in elenden Hütten Schule hielten[160]), nicht mehr zu verlangen. Dass ehemalige Chorschüler das Lehramt ausüben[161]), gehörte wohl noch zu den günstigeren Fällen; doch haben wir gesehen, dass auch von solchen Individuen nicht viel Gutes zu erwarten war.

Selbst aus dem bevorzugten Sachsen vernehmen wir daher nichts als klagende Berichte. In der Diözese Zwickau[162]) gab es trotz der chursächsischen Bestimmung von 1773 nur wenige Schulen, in denen das Singen „üblich" war und fleissig betrieben wurde. „Unter den uns vorliegenden Stundenplänen," schreibt Dr. R. Möckel, „ist der für die Schule zu Oberwinkel geltende der einzige, der das Singen erwähnt, um ihm eine besondere, allerdings auch nur unzureichende Beachtung zu sichern. Nicht einmal dem Choralgesange wurde gebührende Be-

---

[158]) Vgl. Friedlaender II, 373.

[159]) Auch „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" mit der bekannten, aus der „Zauberflöte" übernommenen Melodie wäre hierher zu rechnen.

[160]) Heman 316; — oder nach Heppe I 254: „verkommene Handwerker, entlassene Soldaten, verdorbene Gymnasiasten, Schreiber etc.".

[161]) Vgl. oben S. 14, 70 f. — Dieser Fall ist bis jetzt in der Geschichte der Pädagogik nicht beachtet worden.

[162]) Dr. R. Möckel, Die Entwickelung des Volksschulwesens in der ehemaligen Diöcese Zwickau, Leipzig 1900, S. 108.

rücksichtigung zuteil. Die Abneigung der Lehrer gegen den Gesangunterricht veranlasste daher sowohl Pastoren, wie auch Gemeinden, dem Schulmeister die Einübung kirchlicher Gesänge anzuempfehlen, klagend gegen ihn vorzugehen oder um Beibehaltung der Singumgänge zu bitten, weil man in dieser Einrichtung das einzige Mittel erkannte, durch das der weitergreifenden Verwilderung der Jugend im Singen Einhalt gethan werden könnte. Das Volkslied fand unter solchen Umständen erst recht keine Pflege in der Volksschule; selbst in der Kirchberger Mädchenschule sollen nur ‚christliche' Lieder gesungen werden (1768)."

Freilich darf man aus den Lektionsplänen allein nicht alles entnehmen wollen. Der Unterricht wurde eben damals weit weniger von Regeln und Bestimmungen beherrscht, als von der zufälligen Eigenart des Lehrers. So schildert Chr. Fr. Handel, nachmaliger Superintendent und Stadtpfarrer in Neisse, seinen ersten Schul-Unterricht im Gesange, den er von 1781 ab in der Dorfschule zu St. Arnual bei Saarbrück (im Reg.-Bez. Trier) empfing, folgendermassen[163]): „Der Schulmeister Spür war ein Mann, der die Bequemlichkeit liebte, und von seinem hinter einem Tische stehenden Stuhle, von welchem er aber die Knaben, die links, und die Mädchen, die rechts sassen, gut übersehen konnte, wenig aufstand. Zum Auswendiglernen gab er nie[164]) etwas auf, die Kinder lernten Alles durch Hören von den Grösseren, und eben so wurden auch die Kirchenmelodieen gelernt, so dass in der Kirche nicht leicht ein Choral vorkam, den die Schuljugend nicht singen konnte. Und das nicht etwa in besonderen Gesangstunden, sondern einzig und allein durch das Singen zum Anfang und zum Schluss der Schule." Noch genaueres über den einseitigen, aber keineswegs resultatlosen Unterricht jener Zeit erfahren wir aus der Selbstbiographie des Erziehungs-Inspektors D. Tr. Kopf in Berlin[165]). Er erhielt seinen ersten Schulunterricht von seinem Vater, dem Schulmeister und Kantor in Schwarz-Collm und Tätschwitz bei Hoyerswerda in der Oberlausitz. „In jeder Woche mussten vier Choralmelodieen erlernt werden; dies wurde dadurch möglich, dass mein Vater an jedem Morgen mit ein und demselben Liede die ganze Woche hindurch seinen Unterricht eröffnete, und mit einem anderen Liede den Vormittagsunterricht beschloss; eben so ging er am Nachmittage zu Werke. Am Montage und Dienstage musste er freilich allein singen, denn die Melodieen wurden durch Vor- und Nachsingen eingeübt, und wenn sie schwer waren. so wurde ein Theil der dritten Vormittagsstunde — die

[163]) In F. A. W. Diesterweg, Das pädagogische Deutschland, Berlin 1835, I 47.

[164]) Eine für jene Zeit rühmliche Ausnahme! Zeitgenössische Berichte besagen über andere Lehrer genau das Gegenteil.

[165]) Diesterweg (wie Fussnote 163) 61 ff.

,bunte Stunde'[166]) — dazu benutzt. Volkslieder wurden in der Schule nicht gesungen." Im Sommer waren von 24 lektionsplanmässigen Stunden zwei für den Gesang bestimmt; im Winter gab es täglich die erwähnte bunte Stunde.

Wem fiele bei dieser Schilderung nicht das alte pädagogische: „Non multa, sed multum" ein? Eine vielleicht nicht kunstgerechte, dafür aber volkstümliche Methode! Und vier Lieder wöchentlich! Wo wird das heute noch geleistet?

Dass der mehrstimmige Gesang nirgends zu finden war und der Gebrauch von Noten ziemlich ausgeschlossen war, erklärt sich aus der ganzen Art der Gesangpflege. Bemerkenswert ist die Aeusserung eines Schullehrers[167]) im Bergischen: „Der Gesangunterricht, in den lutherischen Schulen der alten Art (vor 1800), bestand im blossen Vor- und Nachsingen der gebräuchlichsten Kirchenmelodien, ohne dabei an mehrstimmigen Gesang zu denken. Die Reformirten hatten in ihren Gesangbüchern zwar Noten, aber diese waren in den Volksschulen nur selten und dann noch ein höchst mangelhafter Lehrgegenstand des Unterrichts." Von 1801 ab wurden daselbst auch schon Versuche mit der Ziffernschrift[168]) gemacht. „In vielen Schulen fand diese Bezeichnung Beifall, weil sie leicht zum Zweck führte und für den Choralgesang, womit man sich begnügte, ganz hinreichte[169])."

Ueber den Wohllaut des Gesanges erfahren wir sonst nur Ungünstiges. Aus verschiedenen Berichten ergibt sich, dass das Volk auf

---

[166]) In dieser, der letzten Vormittagsstunde, wurde gesungen, Lieder und Sprüche mussten aufgeschlagen werden; die Hauptstücke aus dem Katechismus, Sprüche, Liederverse wurden aufgesagt; die Feuerordnung, allgemeine Landgesetze, Tisch-, Anstands- und Gesundheitsregeln wurden eingeübt.

[167]) J. P. Fasbender, Beobachtungen und Erinnerungen [Wesel 1862] S. 26. — F. wurde 1800 Schullehrer in Leichlingen im Bergischen (Rheinland-Westfalen).

[168]) Angeregt durch Rousseaus Schriften: „Projet concernant de nouveaux signes pour la musique" 1742, „Dissertation sur la musique moderne" und „Dictionnaire de musique", bedienten sich schon im 18. Jahrhundert einige Schulmänner der Ziffernschrift beim Gesangunterricht in Volksschulen.

J. A. P. Schulz hat im Jahre 1778 seinen Entwurf einer neuen und leicht verständlichen Musiktabulatur (Berlin) und 1791 die Partitur von „Maria und Johannes", einem Passionsoratorium, in Ziffern gedruckt herausgegeben.

Allgemeinen Eingang in die Schulen konnte aber die Ziffernschrift nicht finden, u. a. „weil der ganzen Bezeichnung das schöne Bild, das die Noten von der Musik geben, mangelt". (Weber I 49) — Vgl. auch Th. Braun, Die Ziffernmethode, Essen 1883, S. 3 f. —

Seyfert (75 f.) beschreibt eine von Horstig in Bückeburg erfundene „vereinfachte Notenschrift". Horstig verwendet nur drei Notenlinien und nur ein rhythmisches Zeichen, die Viertelnote ohne Hals. Diese primitive Notierungsweise konnte nur bei den allereinfachsten Kinderliedern Verwendung finden; grössere Bedeutung hat sie nicht erlangt.

[169]) Von der Richtigkeit dieses Satzes überzeugt z. B. ein Blick in Horstigs „Taschen-Choralbuch für Sänger und Organisten", Minden 1801; es notiert alle Melodien in Ziffernschrift.

den Dörfern nur in grellen Misstönen und das in den Städten schlecht sang[170]). 1793 konnte man in Magdeburg „kein Chor mehr ordentlich besetzen und die Kirchenmusik war unter aller Kritik erbärmlich[171])“.

Schon Hiller klagte, dass die Worte schlecht und undeutlich gesprochen würden, und eine vieljährige Erfahrung habe ihn „gelehrt, dass wenig Deutsche ihre Muttersprache gut sprechen[172]).“ In rein musikalischer Hinsicht stand es noch schlechter. Am unerträglichsten war das Schleppen, Schreien und willkürliche Verändern[173]) der Melodie.

„Rochow fand in den Volksschulen fast durchgängig nur ein elendes, schleppendes und schreyendes Herleyern der Kirchengesänge[174]).“

Ein Pfarrer zu Annaberg[175]) berichtet von einer Dorfschule um 1775 in drastischer Weise: „Das Singen war ein Schreyen. Schon die Gesichter, welche die Kinder unter dem heftigen Anstrengen beim Singen schnitten, die weit aufgesperrten Mäuler, die verdreheten Hälse, die in einandergezwickten Bäuche, das Schnappen nach Othem — man konnte dies nicht ansehen . . . .“ Diese Art Schulen war nach seiner Versicherung durchaus keine Seltenheit. Einen ähnlichen Eindruck hinterlässt die Schilderung des oben (S. 71) erwähnten westfälischen Lehrers aus späterer Zeit: „Als ich (im Jahre 1798) als Schullehrer und Organist mein Amt hierselbst antrat, fand ich den Gesang in der Gemeinde nicht besser als er gemeiniglich zu sein pflegt. Die Gemeinde sang nicht, sondern sie rief ihre Gesänge ab; die Schuljugend sang nicht, sondern sie gab nur ein gellendes Geschrei von sich. Besondere Singstunden waren in dem Lektionsplane der Schule nicht festgesetzt. Die Schule wurde bloss mit Absingen einiger Gesangstrophen eröffnet und beschlossen. Dieses Singen war im Grunde nicht viel mehr, als ein Signal zum Anfangen und zum Endigen der Lektionen; es diente dazu, das Geräusch der hereinlaufenden oder der zum Abmarsche sich rüstenden Kinder zu stillen oder weniger bemerklich zu machen; kaum bewirkte es so viel, dass ein paar Dutzend Melodieen notdürftig eingeübt und vor der gänzlichen Vergessenheit gerettet wurden.“ Nur schwer gelang es Lehrern und Kantoren,

---

[170]) Vgl. unten Seite ■■ Fussnote 9 — Die Königliche Regierung zu Danzig bezeichnete den Gesang in ihrem Bezirk vor 1810 als „misstöniges Geplärr“. (Min. D I, Bericht v. 8. 12. 1825.)

[171]) Carl Spazier in der Berlinischen musikalischen Zeitung 1793, S. 30.

[172]) Peiser 32.

[173]) Wie „die Mode der musikalischen Verzierung“ gerade im 18. Jahrhundert die „ungeheuerlichsten Dimensionen angenommen“ hatte, schildert Friedlaender (I, 1 S. XXXVI.) Sie dürfte musikalisch als Frucht des aus Italien überkommenen neuen Stils anzusehen sein, der sein „Rococowesen“ in der instrumentalen Kunst, in der Oper und zuletzt auch im deutschen Liede trieb.

[174]) Natorp I 53. 54.

[175]) Natorp II 87. 88.

bessernd einzuwirken[176]). Der oben erwähnte Musikdirektor G. P. Weimar in Erfurt suchte durch Uebung der Sekunden und Skalensingen „die eingeschlichenen Weiberhaken zu verbannen, die sonstigen Verbrämungen und Varianten zu verhüten und die Melodien in ihrer Reinigkeit zu erhalten[177]).“

Ueber den mechanischen Betrieb[178]) und die barbarische Behandlung der Schüler in jener Zeit noch ein Wort zu verlieren, würde sich erübrigen, wenn nicht der Gesang-Unterricht darunter besonders zu leiden gehabt hätte; denn gerade die Neigung zur Musik lässt sich nicht erzwingen. Der namhafte Breslauer Organist Freudenberg erzählt in seinen „Erinnerungen[179]),“ dass in der Dorfschule zu Probsthayn am Spitzberge (in Nieder-Schlesien), die er von 1802 ab besuchte, der Baculus die Hauptrolle spielte und statt des Verstandes nur das Gedächtnis geübt wurde. „Die vielen Maulschellen machten mich bald zum besten Sänger, das Haselstöckchen, das beim falschen Gebrauch des Pedals meine nackten Waden liebkoste, zum ziemlichen Orgelspieler.“ Erst „ein sanftes Wort“ einer hohen Gönnerin „für mildere Behandlung meiner Wangen und Waden“ wirkte aufmunternd, und „nun erwachte in mir der Sinn und die Liebe für Musik.“

Wie traurig es sogar bei der täglichen Morgenandacht um die erwähnte Sache stand, beweist eine Schilderung aus derselben Zeit[180]). Nach dem Aufsagen von Gebetsformeln, Sprüchen und einer Litanei „wurden zwei Strophen aus einem für die Kinder wirklich sinnlosen Gesange hergeleiert, wobei es zugleich für ein paar Knaben, welche nicht derb und gellend genug sangen, eine Maulschelle absetzte.“ Der Schulmeister „war ein Schneider gewesen und blos um des Broderwerbs willen Schulmeister geworden.“ „Es gab damals tausende von Dorf- und Stadtschulen, die dieser Schilderung genau entsprachen,“ auch in der Schweiz.

Aus Pestalozzis Jugendzeit erfahren wir, dass (im Jahre 1761) ein betrunkener Kantor versuchte, den Knaben, der „kein musikalisches Gehör“ hatte, „mit Schlägen hören zu machen“. Der Rektor der Züricher Lateinschule, in der dies geschah, musste darauf wohl oder übel in Pestalozzis Dispensation vom Gesangunterrichte einwilligen[181]).

---

[176]) Diesterweg (wie Fussnote 163) II 82. 100.

[177]) Weimar 7.

[178]) Es war die Zeit, in der das Lesenlernen auf dem martervollen Wege der Buchstabiermethode erfolgte, das Hersagen von Memorierstoffen und das Katechisieren mit Ja und Nein als Antwort die ganze Kunst des Lehrers ausmachte.

Drastisch spricht der Lehrer und Kantor K. F. Schnell in Prenzlau ums Jahr 1800 von einem „Mechanismus mit reiner todten und tödtender Gedächtnissdressur, Esel- und Hundepädagogik“ in der dortigen Schule. (Heindl, Galerie berühmter Pädagogen, München 1859, Teil II, S. 347.)

[179]) Dr. W. Viol, Karl Gottlieb Freudenberg, Breslau 1870.

[180]) Heppe I 251 f.

[181]) Seyffarth, Pestalozzis sämtliche Werke, Liegnitz 1899, I 138.

Ein für den Gesamtzustand des Gesangunterrichts in den Elementarschulen Nordeutschlands bezeichnender Bericht[182]) lautet:

„Vor (dem Jahre 1810) gehörte der Gesangunterricht im allgemeinen gar nicht zu einem integrirenden Theile des Unterrichtes in Volksschulen. Man begnügte sich, die Kirchenmelodien nach dem Gehör einzuüben und sah einen eigentlich methodischen Unterricht für etwas Unerreichbares wo nicht Unnöthiges bei Elementarschulen an. Nur in den eigentlichen Stadt- oder Bürgerschulen wurde das Singen nach Noten gelehrt, aber nur in Nebenstunden, an welchen Theil zu nehmen oder nicht den Schülern frei stand; sorgfältiger und auf eine erfolgreiche Weise ward das Singen nur mit denjenigen Schülern getrieben, die entweder einen zu Umgängen verpflichteten Singechor bildeten, oder deren Hülfe die Cantoren bei musikalischen Aufführungen in der Kirche oder zu Neujahrs- und Gregorius-Umgängen benöthigt waren. — Auf die Elementarclassen solcher Schulen war eben so wenig als auf die Mädchenschulen in den Städten hierbei Rücksicht genommen. Die grosse Masse der Elementar-Schullehrer war ohne musikalische Bildung. Die wenigen derartig gebildeten Subjecte, welche die Schullehrerseminarien lieferten, gingen mehrentheils für städtische Cantorstellen ab und es blieben nur die weniger tüchtigen unter denselben, für solche gut dotirte Landschullehrerstellen übrig, bei denen man wegen des nothwendigen Orgelspiels musikalische Kenntnisse für ein wesentliches Erforderniss hielt. — Der grösste Theil der Elementarschullehrerstellen in den Städten sowohl als auf dem Lande, ward mit Invaliden, verarmten Handwerkern, arbeitsunfähigen Tagelöhnern besetzt, und selbst von solchen Landschullehrern, die zugleich kirchliche Vorsänger sein sollten, forderte man in musikalischer Hinsicht in der Regel nichts weiter, als dass sie die gangbarsten Kirchenmelodien nothdürftig nach dem Gehör singen konnten, und der Werth dieser ihrer Leistungen wurde mehrentheils nach der Stärke ihrer Stimme gemessen. — So wuchs die Jugend des Volks im Ganzen ohne Ausbildung einer der herrlichsten Anlagen auf und der Kirchengesang besonders auf dem Lande konnte in den meisten Orten nicht anders denn roh schreiend und unmelodisch sein.“

## Vorboten einer neuen Zeit.

In den Jahren 1805 bis 1809 kündigt sich eine neue, bessere Zeit an. Briefe aus der Schweiz berichten von dem grossen Volkserzieher Pestalozzi, der seit 1805 in Yverdon auch dem Gesange einen geachteten Platz im Schulunterrichte einräumt.

Jean Paul widmet in seiner Levana, die zu Beginn des Jahres 1807 erscheint, zwei Paragraphen der Schulmusik und dem

[182]) Königliche Regierung zu Frankfurt a. O. an den Minister von Altenstein, 16. November 1825. (Min. D. I.)

Schulgesange. Die an der Spitze unserer Darstellung des Schulgesangs stehenden Worte: „Die Musik teilt Kindern nichts als Himmel aus. Giebt es etwas Schöneres, als ein frohsingendes Kind?" sind dem genannten Werke[183]) entnommen. Hier wird auch, vielleicht zum erstenmale, der physische Nutzen des Gesanges hervorgehoben. „Singen erstattet das Schreien, das die Aerzte als Lungen-Palästra und erste Rede-Waffenübung so loben."

Auch in der Emanzipation des Gesanges von der Instrumentalmusik beginnt es in Norddeutschland zu tagen. Noch bevor Zelter in Berlin und Nägeli in Zürich dem Chorgesangswesen eine selbständige Richtung geben, tritt der Magister C. G. Hering, Konrektor und Organist zu Oschatz (in der Nähe von Leipzig) mit einer Singschule für Kinder [184]) hervor, in welcher wir — abgesehen von dem schwachen Versuche Weimars [185]) — zum ersten Male dem unbegleiteten Liede zu zwei Stimmen begegnen. Von den vier Bändchen tragen die beiden ersten, die hier in Frage kommen, die Jahreszahl 1808. Hering selbst sagt aber an anderer Stelle[186]), dass das 1. Bändchen schon 1807 gedruckt worden ist, also drei Jahre vor Nägelis Gesangbildungslehre.

Mit einer ans Naive grenzenden Natürlichkeit entwickelt Hering ganz neue Gesichtspunkte, legt er eine zum Teil ganz neue Materie dar.

Schon Peter Weimar[185]) versuchte schüchtern, mit zweistimmiger Homophonie ohne Bass hervorzutreten; Hering führt geradezu methodisch in den homophonen unbegleiteten Gesang ein. Was die Berliner Schule erstrebte, bringt er, wenn auch zunächst nur in pädagogischer Absicht und in bescheidenem Masse, mit grösster Entschiedenheit. Zweistimmige Uebungen führen mit allmählich zunehmender Schwierigkeit zum Gesange zweistimmiger Lieder, von denen die beiden Hefte 21 Nummern enthalten.

Somit treten uns hier die e r s t e n u n b e g l e i t e t e n Lieder überhaupt entgegen.

Sehr bezeichnend ist der Beweggrund für Herings Versuch. Die in seiner „Neuen praktischen Klavierschule für Kinder" angewandte „Erleichterungsmethode" will er auch für den Gesang verwerten. Daher legt er seine Singschule auch nicht in die Hände der Lehrer an öffentlichen Schulen, in denen das Klavier in der Regel fehlt, sondern „berechnet sie mehr auf den häuslichen Unterricht." An das Kind selbst wendet er sich in seinen Ausführungen, „Eltern und Erziehern" will er ein Hilfsmittel für die Unterweisung ihrer Kleinen im häuslichen Gesange geben; und wenn auch nirgends vom Instrument die Rede ist, so mutet uns die ganze Anlage doch recht klavierschulartig an: das Singen eines Tones, zu welchem „bey jeder neuen Lection ein einziger Ton hinzugesetzt wird, den Ihr," sagt Hering, „bey dieser

[183]) §§ 58. 59.

[184]) Neue praktische Singschule für Kinder, Leipzig 1808.

[185]) Vgl. oben S. 45. — Bei Weimar handelt es sich nur um Uebungen mit Text.

[186]) Gesanglehre für Volksschulen, Leipzig 1820.

nur allmählichen Vermehrung leicht merken werdet[187]);“ die Notierung der ersten Uebungen auf zwei Seiten, wie beim Vierhändigspielen, die Oberstimme rechts, die Unterstimme links[188]); endlich der Gebrauch des Violinschlüssels[189]).

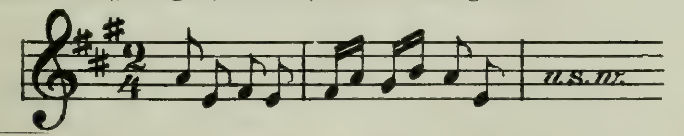
Dieser fängt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts allmählich an, den bis dahin gebräuchlichen C-Schlüssel zu verdrängen. 1755 tritt er noch selten, 1790 häufiger auf[190]). Am längsten wird er in der Vokalmusik angewendet, wo wiederum die Musica sacra am zähesten an ihm festhält. (Dass er in den Partituren grosser Chor- und Bühnenwerke noch heut ausschliesslich angewendet wird, erscheint ebenso gerechtfertigt, wie sein Gebrauch in Kompositionen der kontrapunktischen Schreibweise.)

Auch das Sinken des Kammertones seit dem 17. Jahrhundert mag das Bedürfnis nach dem G-Schlüssel allmählich gesteigert haben.

Bezeichnend sind Herings Ausführungen hierüber. „Den G-Schlüssel habe ich darum gebraucht, weil er jetzt bey hohen Stimmen am gebräuchlichsten ist. Diejenigen von Euch, welche bey Kirchenstücken mitsingen wollen, müssen sich noch den C-Schlüssel bekannt machen, welche der hohe und tiefe Diskant, und der hohe Bass hat. Der tiefe Diskant heisst Alt und der hohe Bass Tenor. Also Diskant, Alt und Tenor haben den C-Schlüssel.“

Der Neuheit seines Prinzips scheint sich Hering jedoch wenig bewusst gewesen zu sein, denn sonst hätte er es konsequenter durchgeführt. Statt dessen fügt er den rein zweistimmigen Liedern noch zwei dreistimmige in der Walderschen[191]) Manier für zwei Kinderstimmen mit Bass bei. Und im 3. und 4. Bändchen huldigt er mit seinen „Liedern mit Begleitung des Pianoforte“ wieder dem allgemeinen Brauch. Da auch seine Elementarübungen gegenüber denjenigen Hillers und Weimars keinen Fortschritt bedeuten, fand die Singschule in der Lehrerwelt keinen Anklang. Das Neue und Gute darin hat heute nur eine historische Bedeutung.

Dagegen haben sich einige seiner Kinderlieder verbreitet, so das noch jetzt bekannte: „Hopp, hopp, hopp! Pferdchen lauf Galopp“ und die Melodie zu „Morgen, Kinder, wirds was geben“




[187]) Setzt das auch von andern (Nägeli, J. R. Weber, Bellermann usw.) so häufig angewandte „Prinzip der allmählichen Vermehrung“ nicht eine unmittelbare Abhängigkeit vom Instrument voraus?

[188]) Für Kirchengesänge war die getrennte Notierung der vier Stimmen damals noch üblich, bei Nägeli z. B. noch 1828 und 1833.

[189]) Im Zusammenhange damit wird auch die elende Lernweise: Die 5 Linien heissen e g h d f, zu merken an dem Satze: „Es geht hurtig durch Fleiss“ usw. in den Gesangunterricht hinübergeleitet.

[190]) Vgl. Friedlaender I, 1. Seite XXXV.

[191]) Vgl. unten S. 85 f.

Endlich sei erwähnt, dass auf Hillers, Natorps und Fr. W. Lindners Einwirkung auch dem weiblichen Geschlecht der Gesangunterricht zugute kommt. Lehrer dieses Faches fanden eine besondere Anweisung dazu in „Nina d'Aubigny von Engelbrunner, Briefe an Natalie über den Gesang, Leipzig 1803". Ausser Natorp und Lindner bezieht sich später auch noch Hientzsch ausdrücklich auf diese Schrift.

Ein für den Gesangunterricht an den Gymnasien verheissungsvoller Anfang wird in Berlin an dem mehrfach erwähnten Grauen Kloster gemacht. Hier übernahm der Senior der auch um die Musik hochverdienten Familie Bellermann, Johann Joachim, im Jahre 1804 das Direktorat. Bisher hatten, wie wir oben gesehen haben, nur die zu den Kirchenchören gehörigen Schüler am Gesangunterricht teilgenommen. „Bellermann erkannte in ihm ein schätzenswerthes Erziehungs- und Bildungsmittel" und machte es von Anfang März 1808 ab zum fakultativen Lehrgegenstande. Bei diesem Unternehmen unterstützte ihn ein junger Theologe, G. C. B. Ritschl[192]), der seine musikalische Ausbildung bei dem Erfurter Organisten J. Chr. Kittel, dem grossen Bachschüler, empfangen hatte. Ritschl erteilte den Gesangunterricht in zwei Klassen mit je zwei wöchentlichen Stunden. Die Zahl der zur Teilnahme sich meldenden Schüler belief sich im Jahre 1809 dem Programm zufolge bereits auf 200[193]).

Damit setzt der Gesangunterricht ein, der frei von äusseren Zwecken, allein dem Bestreben, die Musikpflege in den Dienst der Erziehung zu stellen, entspringt, — eine im Gymnasialunterrichtswesen ganz neue und unerhörte Auffassung.

Die Anregung hierzu wurde einerseits durch die in Berlin erfolgreiche Tätigkeit der Singakademie unter Zelter, andrerseits durch das in Preussen neu erwachte Verlangen nach Nationalerziehung gegeben.

## Die Schweiz.

In der Schweiz hatte gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die „Anleitung zur Singkunst" von Johann Jakob Walder[194]), Zürich (bey Orell, Gessner, Füssli und Compagnie) 1788, eine ähnliche Bedeutung erlangt, wie die Hillerschen Lehrbücher in Norddeutschland. Walder wollte „in kurzen Regeln für Lehrer und in Stuffenweiser Reyhe von Uebungen und Beispielen für Schüler zum Gebrauch der

---

[192]) Bellermann 74. — Vgl. unten S. [illegible] f. Siehe auch den Artikel „Friedrich Bellermann" in der Allg. Musikalischen Zeitung 1874, Nr. 9, 10. (Leipzig und Winterthur.) — Ueber frühere Versuche vgl. oben S. 50.

[193]) Ueber den Fortgang s. unten S. [illegible].

[194]) J. J. Walder wurde 1750 in Unterwetzikon geboren. Er war neben Egli Schüler des Pfarrers Schmidlin. Als Sänger von Ruf und Klavierlehrer lebte er in Zürich, wo er 1817 starb. Am meisten ist er mit seinen „Gesängen zum Klavier" 1780 hervorgetreten. Zu den von J. H. Egli herausgegebenen Schweizerischen Volksliedern hat Walder 25 beigesteuert. — Von 1785 ab spielte die Politik bei ihm eine grössere Rolle als die Musik. — Vgl. Dr. Albert Nef, Das Lied in der deutschen Schweiz, Zürich 1909, S. 102.

vaterländischen Schulen den Unterricht im Gesang zum öffentlichen Gottesdienst sowohl als zum häuslichen Vergnügen" unterstützen.

Den äussern Anstoss zur Abfassung des Werkes gab, wie wir aus dem Vorbericht erfahren, die „Klage, dass der Unterricht im Gesang für die grössere Zahl der Jugend so schwer, für viele fast unerhältlich sey, so dass nur Wenige derselben Etwas und die Mehrern gar nichts vom Blattweg singen lernen; so sucht' ich (sagt Walder) die Ursache, und fand die Hauptsächlichste im Mangel an nöthigen Hilfsmitteln für Anfänger; denn von der Notenleiter hinweg bis zu unsern Psalmen und Choralgesängen haben wir überhaupt ausserdem, was geschicktere Lehrer für einzelne Schüler thun, nichts zu regelmässig fortschreitender Uebung".

Im einleitenden Teile enthält das Werkchen die musikalischen Grundlehren. Hierzu tritt auf vier Tabellen[195]) eine übersichtliche Darstellung der Intervalle, der Rhythmik, der Dur- und Moll-Tonleitern.

Elementarübungen in unserem Sinne finden sich nur in ganz geringem Umfange vor. Walder geht bald zu zwei-, zuletzt zu dreistimmigen Liedern über, die den Schüler stufenweise vom Leichten zum Schweren führen sollen[196]). Er selbst ist der Verfasser dieser zunächst für den Unterricht bestimmten Uebungen, denen er einen Basso continuo beigibt. Das setzt natürlich eine ständige Benutzung des Pianofortes seitens des Lehrers voraus[197]). Mit der zweistimmigen Tonleiter nebst untergelegtem Text[198]) beginnend, steigt er allmählich zu ansprechenden volkstümlichen Liedern auf, von denen einige grosse Beliebtheit erlangten.

In Walders Liedern begegnen wir dem ersten Typus des modernen Uebungsliedes[199]). Während sich Hiller[200]) damit be-

---

[195]) Hier scheinen wir den Anfang des in der Schweiz später so blühenden Tabellenwesens vor uns zu haben.

Ob Walder die Anregung dazu durch die vom Lehrer Hähn an der Berliner Realschule gehandhabte Tabellenform, die u. a. durch Johann Ign. v. Felbiger (s. unten S. 92) grosse Verbreitung fand, angeregt wurde, ist nicht nachweisbar, aber wahrscheinlich. „Die Tabellenmethode bestand darin, dass man den gesamten Lehrstoff eines Unterrichtsgegenstandes in gedrängter Kürze in gewisse Schablonen, die Tabellen hiessen, zusammenfasste, welche dann die Grundlage des Lehrganges bildeten," (J. Papruschek, Die Allg. Schul-Ordnung. Znaim 1880.)

[196]) Der rein praktische Hauptteil enthält 6 einstimmige Uebungen, 45 zwei- und 4 dreistimmige Uebungsgesänge mit Text.

[197]) Da der Bass aber in den meisten Stücken vokal gehalten ist, so ist damit die Möglichkeit gegeben, dass eine Männerstimme an die Stelle des Instrumentalbasses tritt und auf die Beteiligung des Instruments verzichtet werden kann. Beim Leichensingen in Norddeutschland haben die Kantoren den Bass häufig selbst gesungen. Vermutlich war diese Art der Ausführung zu allen Zeiten bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts üblich, schon deshalb weil sie sich ohne grosse Umstände bewerkstelligen liess.

[198]) Siehe unten S. 87: Ich lobe Gott usw.

[199]) Auch Unterrichts- oder Kunstlied genannt. Der Instrumental-„Etüde" entsprechend würde die Bezeichnung „Uebungslied" am angemessensten sein.

[200]) Vgl. oben S. 42.

gnügte, einstimmige Lieder für die Jugend ohne ausgesprochene Beziehung zur Schule und zum Unterricht in die Welt zu schicken, einzig bestrebt, der Jugend ihren Anteil an dem inzwischen erblühten deutschen volkstümlichen Liede zukommen zu lassen, stellt Walder das Jugendlied mitten in den Unterricht hinein und macht es zur lebendigen Stufenleiter, die sicher und auf bildende Weise ins Reich der musikalischen Kunst hinaufführt. Dem neuen Lehrprinzip bringt es vielfach die Natürlichkeit der Konzeption zum Opfer, — ein Mangel, der der Gattung später verhängnisvoll werden musste. Walder verstand es jedoch noch, unvermerkt vom trockenen Verstandesgebilde zur natürlich empfundenen volkstümlichen Weise überzuleiten.

Trotz der pädagogischen Absicht machen sie allesamt den Eindruck fröhlich-naiver Erfindung; und diese Echtheit schlug durch, machte sie populär.

Als weltliche volkstümliche Lieder zeigen sie freilich noch nicht die Stilreinheit von Liedern eines Hiller. Das belebende Element des „Rhythmus" wagt sich nur schüchtern hervor; an dieser Stelle merkt man, dass die Schulmusik im Dienste der Kirche steht. Dafür treten die Lieder gleich zwei- und dreistimmig auf. Auch hier wieder jener allmähliche Uebergang vom polyphonen Figuralgesang zum homophonen Volksliedsatz[201]), der sich in dieser Form zum ersten Male darstellt.

Die für Walder charakteristische Bevorzugung der Mehrstimmigkeit beruht auf der Vorherrschaft des vierstimmigen Psalmengesanges in der Schweiz. Auch das (weltliche) Schweizerlied ist Chorlied.

So hält in der Schweiz das weltliche Lied als mehrstimmiges Uebungslied seinen Einzug in die Schule. Damit ist nicht ausgeschlossen, dass das volkstümliche, absichtslose Jugendlied[202]), so spärlich diese Art auch in der Schweiz vertreten war, hie und da unbefohlen in der Schule Beachtung fand. Nach Dr. Albert Nef bildeten die Lieder von Schmidlin, Egli, Walder und später Nägeli den Hauptgesangstoff in Schule und Haus.

Walder selbst hielt im Einklang mit der Anschauung seiner Zeit neben seiner Anleitung die Uebung religiöser Lieder für notwendig. Er selbst gab 1791 in Zürich eine „Sammlung christlicher Gesänge" heraus. Am liebsten sang aber die Jugend seine weltlichen Weisen, wie: „Ueb immer Treu und Redlichkeit", „Sanfter Bach", „Frei von Sorgen" und die Kanons[203]). Diesen verdankte die Anleitung auch die weite Verbreitung und den langen Gebrauch. Selbst nach dem Er-

---

[201]) Bezeichnend für den homophonen Satz ist Walders Ausspruch (Anleitung Seite VII): „Die Schüler gewöhnen sich an die untergeordneten Töne der zweyten Stimme."

[202]) Das mit Begleitung komponierte.

[203]) Nach H. Weber im 23. Neujahrsstück der Allgemeinen Musikgesellschaft, Zürich 1857.

scheinen der Nägelischen Gesangbildungslehre wurde sie neu aufgelegt, 1819 zum fünften, 1828[204]) zum sechsten Male.

Dreist[204a]) fand 1806 das Waldersche Schulgesangbuch in Zürich eingeführt.

Fr. W. Lindner in Leipzig gebrauchte Walders Anleitung noch 1811 bei seinem Unterrichte in der Bürgerschule; in demselben Jahre schrieb er: „Ich verdanke dieser Anweisung sehr viel, und benutze sie täglich für meine Zwecke. Aus eigner Erfahrung kann ich versichern, dass meine Kinder die für zwey Soprane und den Bass gesetzten Uebungen mit dem grössten Vergnügen singen[205]).“

Von Walderschen Liedern finden sich in der „Einleitung in die Erziehungs- und Unterrichtslehre“ von Denzel[206]), die in zwei Auflagen 1819 und 1839 in Stuttgart erschien, vier mehrstimmige Gesänge. Doch ist hier die Beziehung zum Instrument aufgegeben und dafür die Anweisung gegeben, dass die Bassstimme vom Lehrer zu singen sei.

Ganz sonderbar berührt es uns, wenn wir beim Aufschlagen des sogar von Natorp[207]) empfohlenen „Leitfadens bey der Gesanglehre“ von Carl Schulz, Seminarlehrer in Züllichau (Brandenburg), Leipzig 1812, im Anhange unter 16 Liedern 10 dreistimmige Lieder von Walder fast originalgetreu antreffen. Der Verfasser äussert sich nicht mit einem Wort über den wahren Urheber dieser ihm für den Gesangunterricht besonders praktisch erscheinenden Gesänge.

Das Schicksal des ersten:




[204]) Vgl. Alb. Nef, a. a. O., S. 89.

[204a]) Seyffarth, Pestalozzi-Studien 1899, S. 20. — Vgl. auch unten S. 89. — Ueber Dreist s. unten S. ▮.

[205]) Allg. mus. Ztg., Leipzig 1811, Intelligenz-Blatt S. 51.

[206]) B. G. Denzel war „Kön. Württemb. Prälat und Vorstand des Schullehrer-Seminariums zu Esslingen“. Man wird daher auf eine weite Verbreitung seines Buches in Lehrerkreisen schliessen dürfen. Bemerkenswert ist, dass er von Nägeli nur drei einstimmige Lieder bringt, aber nicht ein einziges mehrstimmiges.

[207]) Anleitung zur Unterweisung im Singen, I. Teil, Potsdam 1813, S. 11. — Ueber Schulz s. unten S. ▮.

bildet ein eigenes Kapitel in der Geschichte des Schulgesanges[208]). Mit seiner die Durtonleiter wiedergebenden Oberstimme erscheint das Uebungsstück auf den ersten Blick als ebenso für den unterrichtlichen Gebrauch verlockend wie vogelfrei, und so ist seine wiederholte Aufnahme in andere Schulgesangbücher nicht verwunderlich.

Von Nägeli rhythmisch variiert wird es 1810 als erste Nummer seiner einstimmigen Gesänge in der Beilage zur „Gesangbildungslehre" gebracht. Mit diesem Werke verbreitet es sich, vielfach Wohlgefallen erregend, etwa zwei Jahrzehnte hindurch in ganz Deutschland[209]), um dann allmählich als abgeschmackt in Vergessenheit zu geraten. Als es dann 1841 in einer Gesanglehre bis zur Unkenntlichkeit entstellt wieder auftaucht, können es sich die beiden Redakteure der Euterpe[210]), Hentschel und Jakob, nicht versagen, ihm durch einige wohlgezielte Schmähworte den Gnadenstoss zu versetzen. Sic transit . . . .

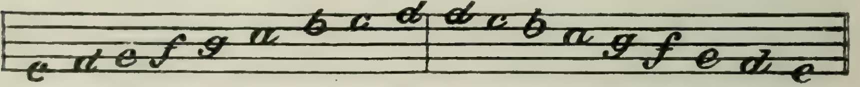
Bestimmungsgemäss bildete in der Schweiz bis zu Walder der Gesang von Kirchenliedern das Hauptpensum der Schulen. Bei Festlichkeiten wartete wohl auch ein kleiner Elitechor unter Leitung des Kantors mit einem vierstimmigen Gesange auf[211]).

Als in den folgenden Jahrzehnten die Singstunden wegen der „Abneigung der Jugend gegen den Gesang" eingestellt wurden, sprangen die in einigen grösseren Orten entstandenen „Gemeinnützigen Gesellschaften" in die Bresche und liessen an solche, die Lust dazu zeigten, kostenlosen Musikunterricht, in erster Linie Gesangunterricht, erteilen, so in Basel seit 1780.

Das Zeitalter der Aufklärung hatte auch in der Schweiz auf Religion und den damit meist verbundenen Gesang zerstörend eingewirkt. Die Moral sollte an Stelle der Religion treten, der Gesang durfte allenfalls Lavaters „Schweizerlieder" berücksichtigen. Dennoch pulsierte die Sangeslust auch trotz der Missgunst der massgebenden Personen und Körperschaften weiter. Stapfer stellte 1800 durch seinen Fragebogen fest, dass „da und dort auch der Gesang als Unterrichts-

---

[208]) Dass die Tonleiter als erste Skalenübung benutzt wird, ist eigentlich selbstverständlich. Bezeichnend ist nur die Art und Weise, wie sie zu dem Zwecke hergerichtet wird. In A. G. Franckes „Ordnung und Lehrart" vom Jahre 1702 (Kothe a. a. O., S. 60) erscheint sie mit hinzugefügter None in dieser Lesart:




[209]) Vgl. Eutonia II 30. —
Ein Rügenscher Kantor legt 1829 der Tonleiter den Text unter: „Der Gesang ist Gabe Gottes — er erfreut der Menschen Herzen."

[210]) Jahrgang 1842, S. 167.

[211]) Vgl. Der Stadt Basel Schulordnung 1766, S. 72.

fach genannt" wurde. Und wenn „von 100 Lehrern 46 Geistliche und 23 Organisten oder Musiklehrer" waren, so konnte es um das Fach des Singens nicht so schlecht bestellt sein.

Der Kanton Zürich sorgte auch bald wieder für die musikalische Ausbildung seiner nach dieser Richtung besonders begabten Bevölkerung. So heisst es in den „Gesetzen und Ordnungen des gesammten Schulwesens, gegeben von dem Grossen Rathe des Kantons Zürich", im Jahre 1803[212]): „Es soll an allen Orten auch Singschule gehalten, und mit den Repetierschulen jedesmal eine kurze Gesangübung angestellt werden, wobey auch das neue Gesangbuch insbesondere anbefohlen ist. Für die erwachsenen Knaben und Töchter wird von Martini bis Ostern am Sonntag Abends, unter Aufsicht wenigstens Eines Stillständers, und von Ostern bis Martini gleich nach der Kinderlehre eine Gesangübung gehalten, wofür die erwachsenen Knaben und Töchter dem Schulmeister ein Billiges entrichten sollen."

Von dieser Zeit an wurde das Singen ein auch für die Volksschule anerkanntes Fach, weshalb auch „jeder Landschullehrer des Gesanges kundig seyn" musste. Daher legte man in den neu ins Leben gerufenen Kursen zur Ausbildung von Volksschullehrern und in den ersten Seminaren[213]) auch auf Pflege dieser Kunst grossen Wert. Eine bemerkenswerte Schilderung gibt ein vom 1. November 1806 datierter Bericht über eine Lehrerbildungs-Anstalt im Kanton Zürich[214]): „Das Fach des Chorgesangs war das leichteste. Im Singen brachten die Zöglinge die meiste Kenntniss und Fertigkeit mit, und treiben dasselbe zu ihrem Vergnügen. So wurde Herrn Notzen, Lehrer der Rechenkunst und des Gesanges an der Kunstschule, welcher den Unternehmern die Gefälligkeit erwies, diesen Unterricht zu übernehmen, nicht schwer, die gegebenen Zöglinge merklich zu vervollkommnen, das Schreyende und die Schnörkel abzugewöhnen, sie empfinden zu machen, worin das Schöne und Anmuthige des Choralgesanges bestehe, ihnen den Unterschied der Tonarten zu lehren etc. Wirklich hatte ihr Gesang bey der Prüfung nichts Bäurisches mehr, und die Kenner der Musik bezeugten in der neuesten Conferenz der Schul-Inspectoren ihre Freude über den bereits merklichen Nutzen, welchen der Kirchen- so wie der Schulgesang aus dieser bessern Bildung der Schulmeister, die zugleich die Sangmeister ihres Ortes sind, zu ziehen anfange. Walders Anleitung zum Choralgesange; Zürich, bey Gessner. Zweyte Auflage[215]) — mit dem Neuen Zürcherischen Gesangbuche, und mit den neuen Liedern, nach Psalm-Melodien von Herrn Salomon, Cämmerer und Pfarrer zu

---

[212]) Z. B.

[213]) Das erste Schweizer Lehrerseminar ist das 1799 in St. Urban gegründete.

[214]) Historischer Bericht über das neue Normal-Institut für die Land-Schullehrer des Kantons Zürich, Winterthur 1807.

[215]) Gemeint ist natürlich die „Anleitung zur Singkunst"; die zweite Auflage erschien 1803 bei Heinrich Gessner.

Wangen, womit er seinen christlichen Unterricht zur Vorbereitung auf die erste Nachtmahlsfeyer, Zürich 1806 begleitet hat, waren die zweckdienlichsten Lehrmittel dieses Faches."

Verwunderung erregt es, dass in diesem Bericht nichts von dem weltlichen Liederschatz der Schweiz erwähnt wird. Für die Volksschule hielt man demnach immer noch die Kirchengesänge für ausreichend. Doch ist anzunehmen, dass wie in Basel so auch in andern grossen Städten wenigstens den Schülern höherer Lehranstalten die Perlen der volkstümlichen Dichtkunst und Musik nicht vorenthalten wurden, wie sie die „Schweizerlieder mit Melodieen", gedichtet von J. K. Lavater, komponiert von Johannes Schmidlin 1769, und die „Schweizerischen Volkslieder" mit Melodien von Egli und Walder 1788 darboten.

Das Volk als solches musste sich dagegen immer noch mit dem vierstimmigen Psalmengesang abfinden[216]), der nun freilich bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit und allerorten geübt wurde. Auf einen Fremden machten die wohlklingenden Akkorde gewöhnlich einen bezaubernden, herzbewegenden Eindruck. So schreibt J. Fr. Reichardt[217]) über die Kirchenmusik in Zürich: „Die ganze Gemeinde singt die bey den Reformierten gewöhnlichen Psalmenmelodien vierstimmig nach Noten, die in den Liederbüchern neben den Versen abgedruckt sind. Mädchen und Knaben singen den Diskant, Erwachsene den Alt und die ältern und alten Männer den Tenor und Bass .... Wer unsern (Berliner, märkischen, pommerschen) gewöhnlich so unreinen kreuschenden, einstimmigen Kirchengesang kennt, wird sich kaum eine Vorstellung von der Würde und Kraft eines solchen vierstimmigen, von vielen hundert Menschen jeden Alters angestimmten Kirchengesanges machen können."

Auch im Bernischen sind gute Leistungen zu verzeichnen, wie wir dem Rapport der ordentlichen Schul-Prüfungen zu Gsteig bei Saanen vom 25. und 26. März 1799[218]) entnehmen: „Die Psalmen werden in den verschiedenen Stimmen gesungen, auch nach den Noten, die ihnen zu allen Stimmen bekannt sind, von vielen sogar auswendig; mehrere haben liebliche Stimmen."

Die Einwirkung Heinrich Pestalozzis, dessen „Lienhard und Gertrud" 1781 so grosses Aufsehen erregte, war im Schulgesang in unserer Periode noch nicht zu verspüren. Seiner ersten pädagogischen Tätigkeit drängte sich die Lösung anderer, der Kunst ferner liegende Fragen mit solcher Notwendigkeit auf, dass er zunächst nicht dazu kam, zum Fache des Gesanges und der Musik Stellung zu nehmen.

---

[216]) Entgegen diesem Einflusse der Schule fanden wirklich ansprechende volkstümliche Weisen einen keineswegs harten Boden, wie die damalige Popularität des Liedes „Freut euch des Lebens" beweist.

[217]) Im musikalischen Kunstmagazin 1791, 2. Band, 5. Stück, S. 16.

[218]) Ernst Schneider, Die bernische Landesschule, Bern 1905, S. 174.

Noch 1800[219]) bedauert er es, nicht imstande zu sein, „an den Ammengesang für den Säugling eine Stufenfolge von Nationalgesängen anzuketten, die auch in den Hütten des Volkes sich vom sanften Wiegengesange bis hinauf zum hohen Gesange der Gotteserhebung erheben würden". Dass Walder hiermit einen bemerkenswerten Anfang gemacht hat, scheint ihm nicht bekannt gewesen zu sein.

Erst in Yverdon lässt sich vom Jahre 1805 ab bei Pestalozzi eine eigenartige Lehre des Gesanges nachweisen. J. R. Weber zitiert[220]) den Bericht einer musikalischen Zeitung aus diesem Jahre: „Die Methode von Yverdon beruht auf einer umständlichen Analyse, und rückt nur sehr langsam vor. Sie lässt den Takt der Tonleiter vorangehen." Die letzte Neuerung wird dann heftig angegriffen, so 1806 von dem Musiklehrer Fr. W. Lindner in Leipzig, Privatdozenten an der Universität.

Unter seinen Vorschlägen ist der letzte, „dass eine Auswahl von klassischen Liedern, von den verschiedensten Komponisten und zwar nach den Dur- und Molltonarten geordnet, den Schülern in die Hand zu geben ist", geschichtlich am denkwürdigsten[221]).

Da aber in den nächsten fünf Jahren diese Richtung der Pestalozzischen Schule nirgends Boden gewann, können wir ihre eingehende Besprechung auf den nächsten Teil der vorliegenden Arbeit verschieben.

## Oesterreich.

In Oesterreich blieb man von einer der damaligen Bedeutung der Musik entsprechenden Wertschätzung der Schulmusik auffallend weit entfernt. Allenthalben wurde ja auch ohne Schule ganz ausgezeichnet musiziert. Die Kirchenmusiken in Wien und Salzburg gehörten zu den berühmtesten der Welt, und an den Höfen stritt die ausgereifte Kunst der Italiener mit der kraftvoll emporstrebenden deutschen um den Vorrang. Auch das Volk kam durch die Gaben eines Mozart und der Singspielkomponisten Dittersdorf, Schenk, Wenzel Müller auf seine Rechnung. Das volkstümliche Lied blühte wie in den übrigen Ländern deutscher Sprache, und selbst das Konzertwesen nahm einen vielversprechenden Anfang.

---

[219]) Fr. W. Schütze, Leitfaden für den Unterricht in der Erziehungs- und Unterrichtslehre, 3. Aufl. Leipzig 1885, S. 273.

[220]) I 78.

[221]) Wie dieser Mann seinen Gesangunterricht, zwar im Grunde angeregt durch Pestalozzi, schliesslich aber nach eigenen Reflexionen gestaltete, beschreibt Löbmann (S. 45, 46.). Lindner ist demnach einer der ersten Pestalozzianer mit selbständigen Ergebnissen. Seine vermeintliche Zurücksetzung durch Pestalozzi mag wohl der Grund dafür gewesen sein, dass er später dem Schulgesang abtrünnig wurde und sich anderen Gebieten zuwandte. (Löbmann, S. 45) — Vgl. auch unten S. [illegible] und S. [illegible].

Ueberall begegnete die Musik offenen Herzen. Die Bürger und Bauern verhielten sich Lehrer und Schule gegenüber ablehnend, der Musik aber waren sie immer geneigt. Ihre Kinder „liessen sich zu ihrem Vergnügen in der Kirche hören", einzelne „thaten sich durch ein Concert oder eine Arie hervor". Wo gute Musiker als Organisten und Gesanglehrer fungierten, war es sogar möglich, die Abneigung gegen die Schule zu überwinden[222]). So glaubte man von einer Reglementierung der Schulmusik Abstand nehmen zu können, insbesondere da eine ganze Reihe anderer Aufgaben ihrer dringenden Lösung harrten. Die katholische Kirche, die damalige Alleinherrscherin über die Schule, tat ja aus gottesdienstlichem Interesse für die Musik alles mögliche.

In diesem Sinne wirkte auch der 1774 berufene Reorganisator des österreichischen Schulwesens, Joh. Ign. von Felbiger, der frühere Erzpriester zu Sagan in Schlesien. Seine Meinung über den Schulgesang lernen wir aus seiner Anweisung „Vom Singen" aus dem Jahre 1772 kennen, die K. Walter in dem Kirchenmusikalischen Jahrbuch von Haberl, Regensburg 1903, veröffentlicht. Er wendet sich „gegen figurirte Musik; sie zieht die Aufmerksamkeit der Liebhaber auf sich, und folglich von Gott ab, und hindert also, dass man in der Kirche nicht thut, was man daselbst thun soll".

In der Schule kämpft er gegen die schlechte Aussprache und gegen die Manieren, das sind „Vorschlägel, Triller und Laufer". Der Gesang werde in einer mittleren Tonlage angestimmt, ziehe nicht herunter, treibe nicht in die Höhe. Die Kinder sollen „nicht schreyen", sondern leise, langsam und deutlich singen. Er empfiehlt dem Lehrer, alle 14 Tage ein Lied für die Vormittagsschule, ein anderes zur Nachmittagsschule auszuwählen.

Diese Anleitung war in „Bamberg und Wirzburg" erschienen; und wie Felbigers Wirken überhaupt auf die katholischen Schulen von Mittel- und Süddeutschland, besonders aber von Schlesien und Deutsch-Oesterreich von grösstem Einfluss. Unterstützt wurde er in seinen Bestrebungen von dem Pfarrer zu Kaplitz in Böhmen, F. Kindermann[223]).

Die Allgemeine Schulordnung von 1774[224]) erwähnt das Singen und die Musik unmittelbar nicht. Sie spricht allerdings von den „Lehrgegenständen, welche den Künsten sich widmen wollen", lässt aber unter dieser Rubrik wiederum nur „eine historische Kenntniss von Künsten" zu.

Die Vorschrift, dass die Schüler „sämmtlich von halber 8 bis 8 Uhr aus der Schule in die heilige Messe" gehen mussten, sorgt für

---

[222]) Pfarrer Ferd. Kindermann in den „Biographien österreichischer Schulmänner" von Fr. Frisch, Wien 1897, S. 42.

[223]) Vgl. A. Schiel, Felbiger und Kindermann, Halle 1902.

[224]) Joh. Papruschek, Die Allgemeine Schulordnung vom 6. Dezbr. 1774, im Urtexte, Znaim 1880.

den stetigen engen Konnex mit der Kirche und kommt der Musik wenigstens mittelbar zugute.

Im Lektionskatalog gibt es natürlich auch keine Gesang- oder Musikstunden. Da die Volksschule „confessionell und zwar ausnahmslos katholisch“ war, musste sich auch die Jugend der andersgläubigen Bevölkerung dieser Ordnung unterwerfen.

Alle Schulen, die mit der Kirche in irgendwelcher näheren Verbindung standen, und das waren in erster Linie die Alumnate[225]), konnten selbstverständlich von dem reichen musikalischen Apparat ihrer Nährmutter ganz besonders profitieren. Hier waren jedoch nur die Kinder Auserwählter, vor allem die schon durch sonstige Vorrechte und Vorzüge ausgestatteten der oberen Stände, vertreten.

Eher noch ungünstiger als in Oesterreich war es in dieser Zeit um den Schulgesang in Bayern bestellt. Auch hier versuchte man Felbigers Reformen durchzuführen. Doch wird in den Berichten und Plänen der Volksschulen bis 1810 kein Wort vom Gesange erwähnt.

Dazu kam, dass die Lehrer noch um 1800 eine geradezu trostlose Bildung besassen. „Die ganze Summe des Wissens und der Geschicklichkeit der Landschullehrer bestand in einem mechanischen Lesen und Schreiben und in einem höchst notdürftigen Orgelklimpern und Choralsingen[226]).“ Während das Volk so der Wohltat der Musik entbehrte, wurden einige Bevorzugte in den Gymnasialalumnaten in der Instrumentalmusik, meistens auch im Singen mehr als ausreichend unterrichtet.

## Ergebnis.

Wir stehen am Ende einer Epoche und können nun die verflossene Zeit überschauen.

Wenig erfreulich ist das sich darbietende Bild. Die Musik in der Schule hat ihren Tiefstand erreicht. In Gymnasien verschwindet — abgesehen von geringen Ausnahmen — der Gesang vollständig.

Auf die Volksschulen passt das Wort eines Schulhistorikers[227]): „Fast überall lag zu Ausgang des 18. Jahrhunderts das Schulwesen im argen, am ärgsten aber stand es mit dem Singen.“

Und von beiden Lehranstalten sagt der Leipziger Bürgerschullehrer und Dozent an der Universität M. Fr. Lindner[228]) mit Recht, mit

---

[225]) Nach Specht, S. 394, gab es Klosterschulen in Ober- und Niederösterreich, in denen nicht bloss Theologie, sondern die freien Künste gelehrt wurden, schon vor der Reformation in Menge. „Der österreichische Adel liess gerne in Klöstern seine Sprösslinge erziehen, ohne dass die Absicht bestand, sie für den geistlichen Beruf heranzubilden.“

[226]) Heppe IV 26.

[227]) Möckel (wie Fussnote 162).

[228]) Allg. musikal. Ztg., Leipzig 1811, Intelligenzblatt S. 3, 4.

dem Gesangunterricht sei es soweit gekommen, dass in der tatsächlichen Ausübung desselben wenig oder gar nichts geleistet werde.

„Die Geschichte der deutschen Pädagogik zeigt, dass bis auf die neuesten Zeiten niemand daran dachte, den Gesang zum allgemeinen Bildungsmittel zu machen, obgleich Luther so kräftig dafür sprach."

Schwache Ansätze einer Reaktion deuten jedoch auf eine bessere Zeit hin. Hiller und Walder verbessern die Methode, die Regierungen suchen durch schärfere Durchführung des Schulzwanges, durch Einführung neuer Ordnungen und Gründung von Lehrerbildungsanstalten die bessernde Hand anzulegen.

Das aufblühende volkstümliche Lied hält hier und dort seinen Einzug in die Schule; das Volk wendet, veranlasst durch die reiche und herrliche musikalische Produktion, der frei von Nebenzwecken sich darbietenden volkstümlichen Musik ein reges Interesse zu, und mit ihm Erzieher und Lehrer[229]).

Wie das ehemals so imposante Gebäude der Schulmusik zusammenbricht, so erweisen sich auch die bis dahin vorliegenden Zwecke — das Auftreten der Schüler bei Feiern und Konzerten, das Singen um Geldes oder äusserer Erfolge willen — als unsicher und auf die Dauer unhaltbar. Damit ergibt sich die Notwendigkeit, das Fach auf eine breitere Grundlage zu stellen, ihm eine von höheren Zielen bestimmte Organisation zu geben.

---

[229]) Ein westfälischer Dorfschullehrer schreibt am 23. Februar 1810: ‚Die Zeit scheint jetzt nicht mehr fern zu seyn, da die Musik wieder einen Hauptgegenstand des Volksunterrichts ausmachen und die Uebung des Gesanges in den Elementarschulen ein Hauptmittel zu Veredlung des Gemüths werden wird." (Natorp I 54.)

# Vita.

---

Ich, Paul Robert Maximilian Schipke aus Berlin, wurde am 2. Mai 1873 zu Oels in Preussisch-Schlesien als Sohn des 1893 dort verstorbenen Schlossermeisters Robert Schipke geboren; meine Mutter, die Rentiere Elise verwitwete Schipke, geborene Schober, wohnt gegenwärtig in Berlin.

Nach dem Besuche der Volksschule erhielt ich in der Präparanden-Anstalt und im Königlichen evangelischen Schullehrer-Seminar meiner Vaterstadt die Ausbildung zum Volksschullehrer, worauf ich 1893 in den öffentlichen Schuldienst eintrat.

Seit 1898 bin ich in Berlin als städtischer Lehrer tätig. 1905 wurde mir die Organistenstelle an der neuerbauten Thaborkirche übertragen.

Die Befähigung zum Organisten, Chordirigenten, Gesang- und Musiklehrer an höheren Schulen und Seminaren hatte ich durch den Besuch des Königlichen akademischen Instituts für Kirchenmusik in Berlin von 1899—1901 erworben. Nach dessen Absolvierung studierte ich ununterbrochen bis Ostern 1907 als Hörer an der Berliner Universität Musikwissenschaft, Pädagogik, Philosophie und Kunstgeschichte und schliesslich dieselben Fächer an der Universität Basel, an der ich von Ostern 1911 ab immatrikuliert war.

Im Oktober 1910 hatte ich die Maturitätsprüfung in Latein in Zürich abgelegt.

Den Herren Professoren und Dozenten Kretzschmar, Friedlaender, Döring, Münch, Menzer, Dessoir in Berlin, Heman, Joël, Heidrich in Basel bin ich für die in den Vorlesungen und Uebungen erlangten Kenntnisse zu Dank verpflichtet, ganz besonders aber Herrn Professor Nef, unter dessen Leitung und liebenswürdiger Beratung die Dissertation entstanden ist.

---

